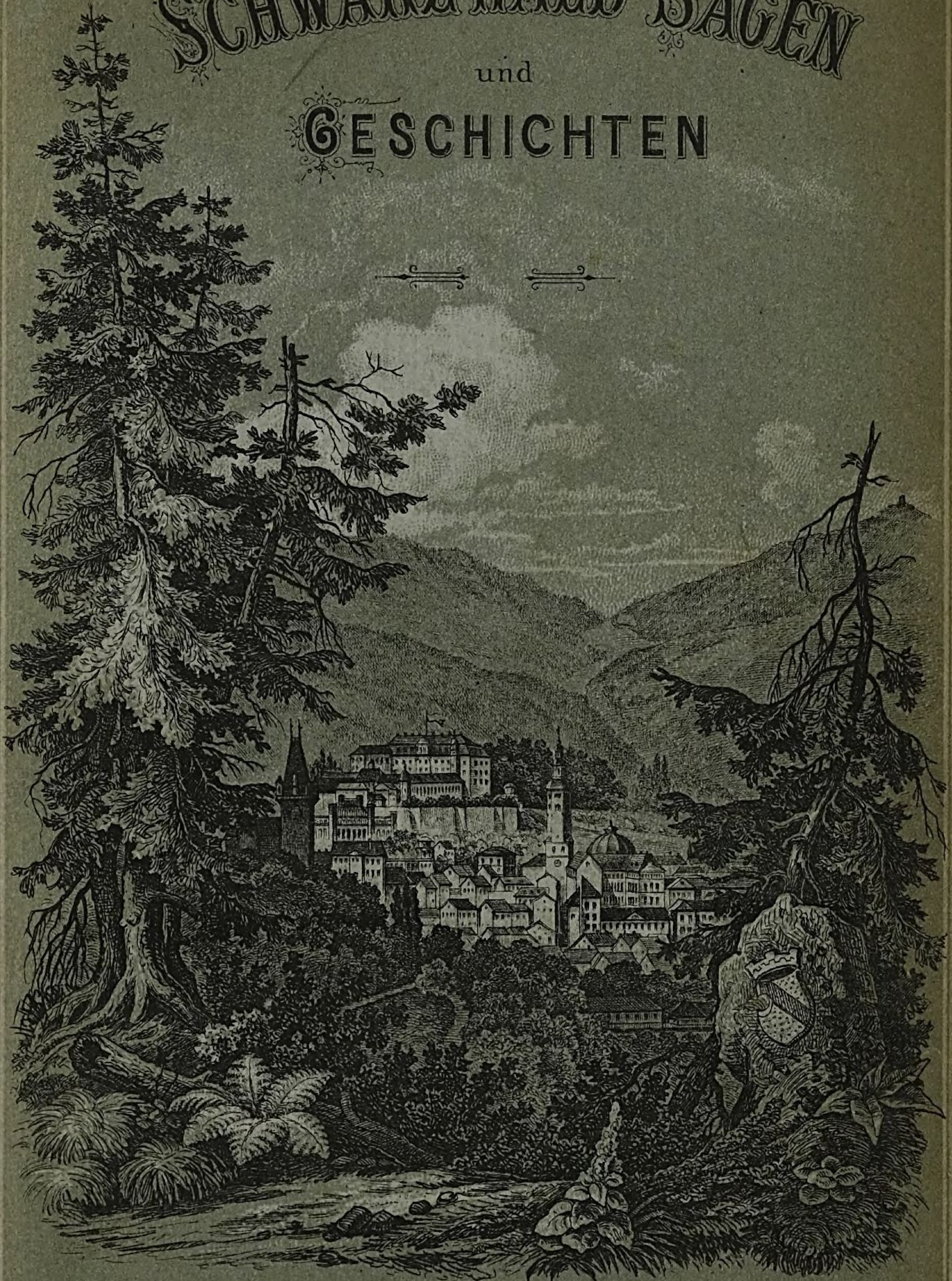
Schwarzwald-Sagen
und
Geschichten



Verlag von C. Wild, Baden-Baden

Schwarzwaldsagen

und

Geschichten

von

Alexander Würtenberger

Verfasser von „Alte Geschichten vom Oberrhein“.

Baden-Baden.

Verlag von C. Wild.

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Vorbericht.

Das Land der Allemannen
Mit seiner Berge Schnee,
Mit seinem blauen Auge,
Dem klaren Bodensee;
Mit seinen gelben Haaren,
Dem Aehrenschmuck der Auen,
Recht wie ein deutsches Antlitz
Ist solch ein Land zu schauen.

J. V. von Scheffel.

Unser schönes badisches Land mit seinen dunkeln Tannenforsten und wunderlieblichen Thälern, seinen gesegneten Kornfluren und Weinbergen, gleicht einem Paradiese vom blauen schwäbischen Meere bis hinab zum alten Heidelberg „der Stadt an Ehren reich". Mitten im Land und fast in seinem schönsten Theile bei der weltberühmten Bäderstadt, die dem ganzen Lande den Namen lieh, ist die uralte Völkerscheide zwischen zwei mächtigen deutschen Stämmen, den Alemannen und Franken. Aber ob und nied dieser Grenze ist alter, geheiligter Boden; geheiligt durch kühne Thaten unserer Väter, die weiland im ungeheuern Kampfe mit deutscher Zähigkeit den fremden, römischen Eroberer verdrängten und sich auf den Trümmern seiner Macht eine schöne, freie Heimstätte gründeten. Vieles entstand und vergieng, Vieles hat sich geändert in einem fast anderthalbtausendjährigen Kulturleben, welches hinter uns liegt. Burgen und Klöster erhoben sich auf den

dunkeln Höhen, in den gesegneten Thälern und verfielen wieder in Schutt und Trümmer. Städte und blühende Dörfer wurden gebaut und im dunkeln Strudel kriegerischer Zeiten wieder zerstört. Mancherlei Staatengebilde entstanden und verschwanden wieder. Aber des Volkes Geist und Kraft ist noch ungebrochen, und es schaut hell in die Zukunft, und das Land ist heute vereinigt unter einer edlen Herrscherfamilie, die so alt ist, wie das Volk selber. Denn die Zähringer stammen ab von edlen alemannischen Herzogen, die vielleicht ehedem schon wider der Römer Legionen gefochten. —

Wer denkt im Leben nicht gerne zurück an die liebliche Zeit seiner Kindheit? — Gerade so hört auch ein Volk gerne von seinen jungen Tagen erzählen. Die alten Märchen eines Landes, die Sagen und Geschichten aus längst vergangenen Tagen, sind gleichsam die Jugenderinnerungen eines Volkes. An solchen Sagen ist aber unser badisches Heimathland besonders reich, und es ist schwer zu entscheiden, ob der alemannische Oberländer, oder der fränkische Unterländer mehr davon aufzuweisen hat. Sie sind eben zerstreut durch das ganze Gebiet, wie die wilden Rosen in den Wäldern. Nicht Alle, aber von den Schönen die Schönsten und Anmuthigsten haben wir in unser Büchlein gesammelt und glauben darum auch, es wird überall willkommen sein, wo sich Einer erfreut an alten Geschichten.

Baden-Baden, im Frühling 1881.

Der Verfasser.

Inhalt.

Von den Sagen, die mit * bezeichnet sind, befinden sich Fresken in der Trinkhalle zu Baden-Baden.

Burkardt Keller von Yburg.

Westwärts vom alten Schloß zu Baden ragt in einer walddüstern Niederung gegen das Dörfchen Balg hinüber ein niederes, einsames Steinkreuz aus dem Gebüsche; Kellers Kreuz nennen es die Leute, und die unheimliche Sage erzählt schauerliche Spuckgeschichten, die sich hier ereignet haben sollen.

Junker Burkardt Keller gehörte zum Hofe einer verwittweten Markgräfin von Baden, welche oben zu Hohenbaden hausete. Er ritt fast täglich ins nahe Murgthal hinüber, allwo er des Schloßkastellans zu Kippenheim liebliches Töchterchen besuchte. Da erschien ihm einst bei später, mitternächtiger Heimkehr im abgelegenen Waldrevier eine wunderschöne, gespenstige Frauengestalt. Bald darauf erfuhr er, daß an selbiger Stelle im grauen Alterthum ein heidnischer Götzentempel gestanden habe, und bei erfolgter Nachforschung fand er eine prachtvolle weibliche Büste aus schneeweißem Marmor, die ganz die Gestalt und Züge der nächtlichen Erscheinung trug. Da ergriff eine wahnsinnige Liebe des Junkers Gemüth und er konnte sich fast nimmer von dem Steinbild trennen, hoffend, daß auch die Spukgestalt wieder erscheinen werde.

Sein treuer Knappe folgte ihm allabendlich auf dem einsamen Gang in den Wald und sah dereinst voll Entsetzen, wie sich die steinerne Jungfrau auf dem Sockel

bewegte, herabstieg und den liebeflehenden Junker küssend umarmte. Ein unheimlich Grausen ergriff den Knappen und von panischem Schrecken ergriffen rannte er, so schnell ihn seine Füße trugen, davon. Am andern Morgen aber fand man den Junker todt am Fuße des Steinbildes liegen.

Die Unheil bringende Büste ward zerschlagen und in die Murg geworfen; statt ihrer wurde dort ein Bildstock errichtet, der den Wanderer gemahnet für des unglücklichen Junkers Seele zu beten. Die Stelle aber, wo Burkardt Keller begraben liegt, ziert ein schmucklos Kreuz mit seinem Namen.

Nach Andern wäre Keller ein lockerer Jüngling gewesen, der in Baden seiner Liebsten die Treue gebrochen und einer Andern im Murgthal nachgegangen sei. Eifersüchtig darüber hat die Erste dem Junker hier aufgelauert, ihn mit schmeichelhaften Reden verlockt, ihr in den Wald zu folgen, wo sie ihm rächend den Dolch ins falsche Herz stieß.

Welche von den beiden Sagen der Wahrheit am nächsten kommt, ist nicht zu ermitteln, da ein undurchdringliches Dunkel über der unheimlichen Geschichte schwebt. Vielleicht haben diese Sagen ihren Ursprung in grauer Heidenzeit; denn unsere altdeutschen Urahnen beteten gerne an solchen walddüstern Orten zu ihren Göttern, und oft sind die gottgeweihten Haine jener Helden ihren spätgeborenen Enkeln Orte des Schreckens geworden.

Friedrich der Siegreiche und das Waldweib.

Friedrich der Siegreiche Kurfürst von der Pfalz war ein leidenschaftlicher Jäger, der gar manchen lieben langen Tag im Walde herumstreifte dem Wilde nach. Das that er auch immer noch, als schon jene Kriege ihren Anfang genommen hatten, in welchen er seinen Beinamen erwarb und wo sein Ruhm sich durch ganz Deutschland verbreitete.

Einst hatte er sich hoch über dem Neckar in jene gähen Felsen verstiegen, als er plötzlich keinen Ausweg mehr sah. Das Pferd blieb stehen und konnte sich weder wenden noch vorwärts kommen. Umsonst schaute er sich nach einem Pfade um, welcher ihn sicher ins Thal nieder führe. Nichts zeigte sich seinem suchenden Auge. Da erschien über ihm plötzlich auf einem vorspringenden Felsen ein steinalt Mütterlein; auf ihren Knotenstock gebückt fragte sie ihn mit heißerer Stimme, was er da oben suche. Unwillkürlich dachte der Kurfürst an ein Gespenst, als er in dieser einsamen Felsenhöhe das alte runzelige Weib erblickte.

„Den Weg, den ich verloren, such' ich, Großmütterchen! Kannst Du mir denselben zeigen?" rief er hinauf. — „Freilich kann ich," entgegnete die Alte, „aber was Teufels treibt Dich denn, so gefährliche Pfade zu gehen? Hättest Du nicht unten bleiben können?" — Der Kurfürst war von der, wie ihm schien, groben Rede der Frau wenig erbaut. „Weißt Du, Alte," frug er, „mit wem Du also sprichst?" — „Gewiß kenne ich Dich," antwortete das Weib ganz ruhig: „Du bist der Kurfürst Friedrich, den seine Feinde arg bedrängen, dessen Land der Württemberger, die Badener Markgrafen und der Metzer Bischof mit Krieg und Brand bedrohen. Und Du giebst Dich so leicht in Lebensgefahr und weißt doch, daß Dein Tod Deines armen Volkes Untergang wäre!" —

Der Kurfürst lachte ob der gutgemeinten Strafpredigt und versprach der Alten in Zukunft besser auf seinen Weg zu achten. Sie zeigte ihm darauf einen Pfad, auf welchem er sicher das Schloß erreichte. Dankend gab er ihr ein Goldstück und versprach ihr noch einmal, ihre Warnung zu beherzigen.

Als er am selbigen Tag an der Tafel das Abenteuer erzählte und auch nicht verschwieg, wie ihm ein altes Mütterchen den Text gelesen und zuletzt den Weg gezeigt habe, da meinten die Höflinge, es sei keine irdische Frau, sondern das uralte, gespenstige Waldweib gewesen, das sich schon gar lange nimmer gezeigt hätte, und früher nur bei kriegerischen Zeiten gesehen wurde.

Das Heidelberger Mahl.

Sie sprangen von den Stühlen
Und blickten in das Land,
Da rauchten alle Mühlen
Rings von des Krieges Brand;
Kein Hof ist da zu schauen,
Wo nicht die Scheune dampft,
Von Rosses Huf und Klauen
Ist alles Feld zerstampft.
Gustav Schwab.

Das berühmte Mahl zu Heidelberg haben die Dichter besungen und die Chronisten erzählens in schmuckloser Weise. Nach der Schlacht bei Seckenheim führte der Kurfürst Friedrich manch' einen edlen Gefangenen ins Schloß. Seine Feinde, die Markgrafen von Baden, der Herzog von Württemberg und der Metzer Bischof mit über hundert Grafen, Rittern und Edelknechten waren in seine Hände gefallen. In harter Gefangenschaft hielt er die Herren; denn er war gar sehr erbost über den frechen Landschaden, den sie der armen Pfalz angethan. Als sich endlich der

Bischof von Metz mit seiner Ritterschaft für siebzigtausend Gulden loskaufte, gab der Pfalzgraf all' den gefangenen Edelleuten ein großes Mahl. Wie freuten sich die Herren, als sich endlich die Kerkerthüren wieder einmal öffneten und sie in den großen Speisesaal geführt wurden, darinnen ein gar feiner Duft von Braten aller Art die Nase ergötzte. Denn die schmale Gefangenenkost hatte schon lange das Verlangen nach etwas Besserem geweckt. Gierig fuhren sie darum über die köstlichen Gerichte her. — Doch bald sah Einer den Andern verlegen an, und Einer nach dem Andern legte Messer und Gabel bei Seite und die herrlich duftenden Braten, die feinsten Forellen, Geflügel und Wildpret aller Art blieben unberührt. —

„Nun, will's Euch nicht behagen?
Es fehlt doch, däucht mir, nichts?
Worüber ist zu klagen?
An was Ihr Herrn gebrichts?"

So frug der Kurfürst mit feinem Lächeln. Es wollte lange Keiner antworten, doch endlich erhob sich Herzog Ulrich von Württemberg, also erwidernd:

„Herr, fürstlich ist Dein Bissen,
Doch Eines thut ihm Noth,
Das mag kein Knecht vermissen!
Wo ließest Du das Brod?"

Da erhob sich der Pfälzer rasch von seinem Sitze: „Kommt", rief er den Fürsten zu und riß ein Fenster auf. „Seht hernieder auf das Land, das Ihr verwüstet! — Seht ihr die zerstampften Kornfluren, seht Ihr die abgebrannten Scheunen und die zerstörten Mühlen? Das Alles ist Euer Werk und Eurer Hände Arbeit; um Euretwillen fehlt mir heuer das Brod auf dem Tisch. Aber Ihr sollt nicht eher in Freiheit kommen, bis Ihr mir so viel bezahlt, daß ich meinen armen Bauern die verbrannte Ernte ersetzen kann." — Da merkten die Herren, daß sie

nicht umsonst wieder die süße Freiheit erlangen könnten, und die Fürsten von Baden und Württemberg lösten sich kurze Zeit darauf jeder um hunderttausend Gulden.

Der Koch von Heidelberg.

„Willkommen, willkommen, Pfalzgraf am Rhein;
Wo ist dein holdseliges Schwesterlein?"
Altes Volkslied.

Die schönste Maid in allen Ländern war die Schwester des Pfalzgrafen auf dem alten Schloß zu Heidelberg. Ihrer großen Schönheit Ruf drang weit in fremde Lande. Der König auf Engellands Thron hörte sogar davon und wurde, als er ihr Bildniß sah, von großer Liebe zu ihr ergriffen. Er beschloß um die schöne Jungfrau zu werben. Doch, damit er erkennen möge, daß sie nur ihn, nicht seine Macht und Reichthum liebe, gieng er ohne alle Begleitung als ein niederer Knecht an des Pfalzgrafen Hof. Als ein Küchenjunge diente der hohe Herr im Schlosse zu Altheidelberg. Und dennoch ward ihm die schöne Gräfin gar bald in Liebe geneigt. — Da trat der Koch eines Tages zu dem Pfalzgrafen und warb freimüthig um seine schöne Schwester. Aber zornig antwortete ihm dieser: „Geh in die Küche an den rußigen Herd, meine Schwester ist eine viel zu edle Dame für Dich."

„Pfalzgraf," sagte nun der Koch, „ich war ihr doch nicht zu gering, daß sie sich mir ganz zu eigen ergab." — Darauf gieng er davon und ließ den wüthenden Pfalzgrafen zurück, der nun seine Schwester kommen ließ und sie in ein strenges Verhör nahm. Als sie aber ihren Umgang mit dem Koch eingestand, da ließ sie der Pfalzgraf

schwer geißeln, so daß das Blut über ihren zarten Körper floß. Wohl wußte sie, daß ihr Geliebter kein Koch, sondern der König in Engelland war, doch hatte er ihr strenges Verschweigen aufgegeben. Darum litt sie lieber die schrecklichsten Mißhandlungen, als daß sie ihr Wort gebrochen hätte. Endlich aber hielt sie die Folterqualen nimmer mehr aus und sagte es ihrem rauhen Bruder. Da fieng dieser an zu jammern: „Wehe mir, daß ich solches nicht eher gewußt habe, nun wird's mir mein Land und Leben kosten." Darauf ward die Gräfin gehegt und gepflegt, so gut man nur irgend konnte, doch lebte sie nur noch wenige Tage und erlag den Mißhandlungen. Kaum war sie begraben, als mit großem Troß der König von Engelland erschien, um seine Braut zu holen.

„Pfalzgraf, lieber Pfalzgraf mein,
Wo hast Du Dein schönes Schwesterlein?"

rief er schon von weitem dem Pfalzgrafen entgegen. Der aber antwortete erschrocken:

„Mein Schwesterlein das ist schon todt,
Es liegt schon begraben das Röslein roth."

Als aber der König bald nachher durch der Verblichenen Dienerin die Todesursache seiner Geliebten erfuhr, nahm er sein gutes Schwert und stieß es rächend dem hartherzigen Pfalzgrafen in die Brust, also daß er alsbald seinen Geist aufgab. Ein altes Volkslied besingt diese Sage in einfachen Versen.

Der Mummelsee.

Hoch oben im tannendüstern Gebirge liegt unheim und trübe der Mummelsee. Auf den dunkeln Fluten tanzen alle Nacht die Seejungfrauen ihren muntern Reigen. Beim ersten Sonnenstrahl, der durch die hohe Waldung dringt, taucht aus den Wellen, das schilfbekränzte Riesenhaupt des Elfen, der den See beherrscht. Auf seinen Ruf endet plötzlich der Tanz, und die fröhlichen Mädchen verschwinden in den Wassern. Blühend und duftend stehen sie den Tag über als Lilien und Seerosen am Ufer. In alten Zeiten pflogen die Seejungfrauen gar öfter Umgang mit den Menschen, die rings um den See in den Wäldern wohnten. Sie kamen an den langen Winterabenden mit Rocken und Spindeln in die Spinnstuben, und waren dort immer gerne gesehene Gäste; denn sie brachten zuweilen kostbare Perlen vom Seegrunde mit, welche sie an die Bauersleute verschenkten und diese dadurch reich und glücklich machten.

Einst liebte eine der Nixen einen schönen jungen Bauernburschen Namens Wilhelm. Allabendlich traf der Jüngling seine Liebste am grünen, schilfbewachsenen Seeufer und lange Zeit lebten sie so in heimlichem, ungetrübtem Liebesglück, bis einst der Bursche neugierig fragte:

„Nun sag mir, Du Liebste im ganzen Land:
Wo bist Du denn her? Wem bist Du verwandt?
In welchem Haus gehst Du aus und ein?
Wer mag Dein Vater und Mutter sein?“

Da ward die Seejungfrau blaß wie der Tod vor Schrecken und entgegnete mit zitternder Stimme:

„Frag' nicht, wo ich her und wo ich geboren,
Sonst bin ich für Dich auf ewig verloren!“

Wilhelm aber ließ die Neugierde keine Ruhe und einst, zur späten Stunde schlich er ihr durch das Geschilfe nach bis ans Seeufer, wo er sie versinken sah. Aber da vernahm er plötzlich einen durchdringenden, herzzerreißenden Schmerzensschrei, welchem ein donnerähnlich Getöse folgte. Auf dem bisher ruhigen See hoben sich schäumend und tobend blutrothe Wellen in die Höhe, und durch den Tannenwald raste ein wilder Orkan, der die ungeheuern Waldriesen zu tausenden entwurzelte. Entsetzt suchte und rief der Jüngling nach der verschwundenen Geliebten; er vernahm nichts als ein höhnisches Gelächter, das vom Seegrund heraufzukommen schien. Da erkannte er, daß er durch seine Neugierde die Geliebte ins Verderben gebracht und schlich sich spät mit einem Herzen voll Reue nach seiner Hütte. Wahnsinnähnliche Sehnsucht trieb ihn noch öfters ans Seeufer hin, wo er jedoch vergebens der Liebsten Namen über das Wasser rief. Der Welt und ihren Freuden entzagend gieng er zuletzt ins Kloster und starb in Allerheiligen als Mönch im hohen Alter.

Der Riesenstein.

Bei Heidelberg liegen die hoch aufeinander gethürmten Felsenmassen des Riesensteins; daran knüpft sich eine schöne Sage vom Riesen und seinem Sohne. In den uralten Zeiten, da weder das Schloß, noch die Stadt Heidelberg stand, kam einst aus unbekannter Ferne ein alter Riese mit seinem Sohne in die Gegend, der allerlei seltsame Gewächse mitbrachte und an der Berghalde anpflanzte. Aus ihren Früchten preßte er einen kühlen Wein, und

er und der Bube tranken davon, und es gedieh ihnen wohl. Die Leute aber fürchteten sich vor ihnen und flohen aus ihrer Nähe. Der alte Riese gieng zuweilen auf längere Zeit fort und ließ seinen Sohn allein zurück, der in des Vaters Abwesenheit zum Zeitvertreib allerlei Spiele und freie Künste trieb. So saß er oft tagelang an der sonnigen Halde, machte Felsstücke los und ließ sie den Berg hinunter kollern, daß sie in den Neckar fielen und die wilden Fluten stauten. Wenn der Alte zurück kam und sah, was sein Sohn geschafft hatte, so freute er sich über die Maßen: „Du giebst ein tüchtiger Kerl," sagte er dann, "und bald kann ich Dich mitnehmen auf meine Wanderfahrten."

„Wohin gehst Du jedesmal, wenn Du mich und den Berg hier verläßt?" fragte der junge Riese. —

„Du kennst die Freude noch nicht," entgegnete der Alte, „die Freude, in die weite Welt hinaus zu ziehen auf Abenteuer und Heldenwerk aus. Hier einen bösen Lindwurm zu tödten, dort einem räuberischen Edelmann seine Burg zu brechen, dort einem hundert übermüthigen Städtern die Mauern niederzureißen und da wiederum einem armen Landmann lästige Felsblöcke aus seinem Ackerfeld zu graben. — Das ist Thätigkeit mein Sohn, welche allein dem Leben einen besseren Werth gibt."

Auf solche Schilderung lüstete es den jungen Riesen gar sehr, auch mit dem Vater auf Arbeit ausziehen zu dürfen. Er bat deswegen: „Nimm mich ein nächstes Mal mit; ich will Dir ein treuer Gefährte sein in Freuden und Nöthen!"

„Ehe ich's Dir verspreche, mußt Du mir eine Probe Deiner Kraft ablegen," entgegnete der Alte. Er riß darauf einen ungeheuern Felsblock aus der Berghalde los, warf ihn mit erstaunlicher Kraft weit über den Neckar hinüber, wo er im Urwald, Rieseneichen zertrümmernd,

niederfiel. „Machst Du mir dieses nach, so darfst Du mit mir ziehen!“

Deß freute sich der junge Riese, ergriff einen noch viel größeren Block und schleuderte ihn so geschickt dem andern nach, daß er gerade auf diesen fiel und ihn noch tiefer in die erdröhnende Erde drückte. Da graute es dem Vater vor der ungeheuern Kraft seines eignen Kindes und er zog fort ohne wiederzukehren, doch der Junge ist ihm gefolgt; Niemand weiß wohin. Die Zeugen ihrer Kraftproben aber heißen heute noch: „Der Riesenstein.“ —

Der Wolfsbrunnen.

Nicht weit vom berühmten Heidelberger Schloß liegt der Wolfsbrunnen, ein anmuthiger Quell im grünen Walde, den die Sage zum Schauplatz eines traurigen Ereignisses macht. Schon zur Zeit der fränkischen Königsherrschaft saß, rechtsprechend und herrschend über den lieblichen Neckargau, der Graf Anthysius zu Heidelberg. Ein wunderliebliches Mädchen war seine Tochter, die junge Jetta, welche durch seltene Schönheit ihrer Gestalt und durch ihres Wesens bezaubernde Anmuth, die Männer entzückte, so daß sie bald von einer Menge schmeichelnder, liebeseufzender Freier umgeben war. — Aber keiner verstand es, der jungen Gräfin Herz zu rühren, und erfolglos durchseufzten die traurigen Seladons die Wälder und Triften. Da kam einst aus weiter Ferne ein schöner junger Ritter nach Heidelberg, den der besondere Ruf der schönen Jungfrau hergezogen. Dieser hatte mehr Glück bei Jetta, als die einheimischen jungen Edelleute. Schon nach wenigen Wochen

hatte er ihre Liebe gewonnen und einstens versprach sie dem überglücklichen Ritter ein heimliches Stelldichein.

„Geh dem Neckar entlang," sagte sie, „bis dahin, wo aus dem Walddunkel ein kleiner Bach hervorrauscht; diesem folge, dann gelangst Du bei einer einsamen Waldwiese zu einer fröhlichen Quelle, meinem Lieblingsplätzchen. — Dort findest Du mich zur kühlen Abendstunde."

Als am Abend die Sonne längst hinter Berg und Wald verschwunden war, gieng Jetta beim bleichen Sternenschimmer auf verborgenem Waldpfad dem Liebsten entgegen und kam vor diesem an dem verabredeten Platze an. Eine verspätete Singdrossel flötete noch in den leise rauschenden Buchenkronen und eine milde, kühle Nachtluft strich vom Thale herauf. Da hörte sie endlich Geräusch in den Büschen und erwartete klopfenden Herzens den Geliebten. Aber zu Tod erschrocken fiel sie zu Boden, als sie statt seiner einen ungeheuern Wolf mit sprühenden Augen erblickte, der mit großen Sätzen auf sie zusprang. Da half keine Gegenwehr. Ein wilder Schrei drang durch die Stille der Nacht, und nach kurzem Kampfe mit der Bestie lag sie eine bluttriefende Leiche am Boden. Zu spät erschien jetzt ihr Geliebter, der nun im wilden Kampfe das Ungeheuer erlegte. Die todte Liebste aber vermochte sein Klagen nicht wieder zu erwecken und er begrub sie im Schatten der Buchen an der muntern Quelle, welche heut zu Tage noch der Wolfsbrunnen heißt. Er selber entsagte der Waffenhantierung, baute bei seiner Liebsten Grab eine Klause und führte dort ein einsames, beschauliches Leben bis an sein Ende.

Der Thurmberg.

Bei der alten Stadt Durlach steht der Thurmberg mit dem Römerthurm auf seiner Spitze. Um diesen alten Bau aus der Heidenzeit zeigte sich in vergangenen Tagen gar öfters die weiße Jungfrau, welche seit unvordenklichen Zeiten einen im Berge verborgenen Schatz behütet und auf Erlösung harrt. —

Heinrich, ein armer, reisender Handwerksbursche, lag einst eines Abends gar traurig dort oben. Denn wie er in die Fremde hatte fortgemüßt, rief ihm weinend sein steinalt Mütterlein nach: „Heini, Dein ersparter Lohn hat mich bisher vor Hunger geschützt. Schicke mir bald aus der Fremde etwas zu, oder ich muß darben." Heinrich hatte sich vorgenommen, als ein gutes Kind seine alte Mutter zu nähren, aber das Glück war ihm nicht hold, und umsonst suchte er Arbeit. Schon über vier Wochen wanderte er hin und her und bei der einsamen Rast auf dem Thurmberg sah er in Gedanken das kummerbleiche, hungernde Antlitz seines Mütterchens, und vor stillem Weh drohte ihm fast das Herz zu brechen. — Da stand auf einmal vor ihm, schön wie ein Muttergottesbild, eine weiße Jungfrau, die ihn lächelnd nach seinem Schmerze fragte. —

Heinrich erzählte seinen Kummer und das schöne Mädchen sprach: „Wähle gut und es soll Dir und mir geholfen sein." Darauf nahm sie aus ihrem faltigen, weißen Gewand ein mächtiges Schlüsselbund hervor und hielt es ihm entgegen. „Wenn Du den rechten Schlüssel auswählst, bist Du reich genug und ich bin erlöst von jahrhundert langem, gespenstigem Wandel." Heinrich wählte mit klopfendem Herzen und die Jungfrau führte ihn zu einer heimlichen Thüre, die sie zu öffnen versuchte.

Aber alle Mühe war umsonst, sie brachten die Thüre nicht auf. „Wehe mir, Du hast unrecht gewählt!“ rief da die Jungfrau und war plötzlich vor den Augen des Handwerksburschen verschwunden. „Wieder muß ich hundert Jahre geistern!“ tönte ein wehklagender Ruf durch die Luft, und entsetzt wollte Heini die Flucht ergreifen. Aber seine Füße waren wie gelähmt und versagten ihm den Dienst. Vor sich aber sah er auf dem Boden etwas blinken, wie lauter Gold; er bückte sich darnach und es war ein großer Schatz, den er hob. Reichlich schickte er davon seiner Mutter und doch blieb ihm noch so viel, daß er, nachdem seine Wanderjahre um waren, sich ein hübsches, eigenes Geschäft einrichten konnte. — Er ist später durch Fleiß und weise Sparsamkeit ein wohlhabender Mann geworden und die alte Mutter freute sich am Glück ihres guten Kindes.

Die Nixe des Wildsees.

Tief im Gebirge und Wald liegt heimlich und still der Wildsee. Vor Zeiten lebte dort ein junger Hirte, der durch die Wälder hin seine Schafe weidete und tagelang am schilfigen Ufer saß, Hirtenflöten schnitt und muntere Lieder sang. Er war ein schöner Jüngling; anmuthig umrankten sein zartes Gesicht die goldgelben Locken, die ihm in reicher Fülle bis auf die Schultern fielen. Darum liebte ihn auch die Wassernixe, welche dem Seegrund entsteigend, aus heimlichem Versteck ihn tagelang schmachtend betrachtete. Einst aber, als der Knabe wieder singend am Ufer saß und in den ruhigen Spiegel des Sees blickte, trat sie hervor und schloß den Überraschten in heißer Liebes=

glut in ihre Arme. Da ergriff den Hirten eine rasende Liebe zu der schönen Wasserfee. Aus war's mit seiner Ruhe und glückseligen Zufriedenheit. Er floh seine Freunde und überhaupt jedes Menschenantlitz. Sein einzig Glück war bei seiner lieben Wasserfrau, welche ihn denn auch jeden Abend singend und fröhlich am Ufer erwartete. Lange Zeit vergieng ihnen so in ungetrübter Liebesfreude. Einst aber sagte die Nixe zum Buben: „Ich muß auf wenige Tage Dich verlassen; erwarte mich hier, aber rufe ja meinen Namen nicht aus."

„Seeröslein, Du Liebe, komm' bald zurück!
Ohne Dich bin ich arm, Du mein einziges Glück,"

antwortete flehend der Hirt, und sie versprach ihm bald wieder zu kommen. Früh Morgens schon gieng der Knabe zum See, um zu sehen, ob sein Herzlieb noch nicht wieder zurückgekehrt sei; aber Tag um Tag vergieng, ohne daß sie erschien. Da ward er traurig und bleich, und gestand endlich auf vieles Zureden dem bekümmerten Vater seinen Schmerz.

„Mein Sohn, mein Sohn, geh nimmer zum See,
Dort lockt und verführt Dich die Nixe, die Fee,
Dann bleibt Dir im Herz ein unendliches Weh!"

So warnte der Alte eindringlich; doch der Sohn hörte nicht darauf. Ihn zog es mächtig zu der Geliebten, und er eilte an die heimliche Stelle im Schilf, wo er sie immer getroffen. Aber wieder war es dort einsam und beinahe wollte sich hoffnungslose Verzweiflung seines bangen, sehnsüchtigen Gemüthes bemächtigen, da erblickte er sie plötzlich am andern Ufer, wie sie leicht mit der einen Hand in die Saiten der Leier griff und mit der andern ein zahmes Reh streichelte. Entzückt rief da der Jüngling alles vergessend ihren Namen, aber ein gellender Schrei war die Antwort. Die Nixe war plötzlich verschwunden,

und statt ihrer lag eine ganz mit Blut bedeckte Seerose im Grase. Da sah der erschrockene Knabe ein, daß er durch seinen unvorsichtigen Ausruf den Tod der Geliebten herbeigeführt habe. Ein wilder Schmerz der Reue ergriff sein Gemüth und er floh tiefsinnig in die Wälder. Lange Jahre nachher soll er noch öfters als ein irrsinniger Bettler in der Gegend des Wildsees gesehen worden sein.

Die Neckarsage.

Und es ruft aus den Tiefen:
„Lieb Knabe bist mein;
Ich locke den Schläfer,
Ich zieh' ihn hinein."
Schiller.

In des Sommers Johannisnacht hört man oft an den kühlen Ufern des Neckars ein eigenthümliches Singen und Rufen aus den Tiefen des Wassers. Zuweilen ist es dem einsamen Wanderer auch, als vernehme er den ängstlichen Hilfeschrei eines dem Ertrinken nahen Menschen. Er hüte sich aber dem Geschrei nachzugehen oder zu antworten. Denn der Rufer ist der uralte Neckargeist, der in jener Nacht auf ein Menschenleben ausgeht. Wer seinem Rufe folgt, den lockt er mit zauberischem Singsang in den Fluß und zieht ihn zu sich in die kalte Tiefe. Umsonst erwarten ihn seine Lieben zu Haus; der Geist läßt ihn nicht lebendig entkommen.

Wer aber gar in jener Nacht in den frischen Fluten ein Bad sucht, der ist fast unrettbar verloren. Einzig ein besonderer Schutz Gottes vermag ihn vor dem tollen Wüthen des aufgebrachten Geistes zu bewahren. Mit wilder Gewalt ergreift es ihn an den Füßen und zieht ihn nieder

zum steinigen Grunde des Flußes. Nur die Kleider finden die Seinen am andern Morgen am Ufer liegen; denn erst am dritten Tage wirft er den Leichnam ans Land. Um den Hals des Todten sieht man dann einen blauen Ring. Das ist ein sicheres Zeichen, daß ihn in der St. Johannisnacht der Neckargeist erwürgt habe.

Der Geisterweg.

Durch jene Rebgelände, wo der köstliche weitberühmte Klingelberger wächst, führt ein hübscher Weg hinauf zum alten Schloß Staufenberg. Unsere Alten haben von je große Stücke auf einen guten Trunk gehalten, darum gaben sie auch gar oft den anmuthigen Höhen, darauf sie ihre Burgen erbauten, den Namen Staufen, das ist Trinkhorn. Und so ist wohl dieser Staufenberg heutzutage noch einem rebenbekränzten Trinkhorn vergleichbar; denn in dem Burgkeller seines fürstlichen Besitzers mag manch' ein Schoppen edlen Traubenblutes liegen. —

In alten Tagen lebte dort auf dem Schlosse Ritter Grimmo von Staufenberg, der ein wunderschönes Töchterchen hatte. Um die holde Bertha warb schon längere Zeit ein junger Edelmann, der wohl dem Mädchen, aber keineswegs dem Vater gefiel. Und als der Alte einst des unbequemen Freiers überdrüssig ward, da scheuchte er ihn mit harten Worten zur Burg hinaus:

„Der Teufel!" rief er, „Du Hungerleider, bekommst mein einzig Kind nicht und wenn ich sie mit Dir verderben muß." Aber wiederum verlegte sich der Jüngling aufs Bitten: „Edler Herr! verlangt von mir, was Ihr

wollt, um Berthas willen will ich sogar den Tod leiden."
„So viel verlang' ich nicht," rief höhnisch der Ritter, „wenn Du aber bis morgen früh eine hübsche Straße herstellst vom Thal bis herauf zum Schlosse, so sollst Du mein Kind haben."

Da gieng der Freier davon und lief betrübt am bewaldeten Fuß des Schloßbergs herum. Auf einmal sah er vor sich im dunkelgrünen Tannenbusch ein wunderschönes Mädchen stehen, welches ihn theilnehmend nach seinem Kummer fragte. „Ich bin die Fee Melusina und will Dir helfen," sprach sie. Darauf erzählte ihr der Junker von seiner Liebe zu des Staufenbergers Tochter und von der schnöden Hartherzigkeit Grimmo's und seinem unausführbaren Verlangen. Da tröstete ihn die Fee: „Sei fröhlichen Muthes und beginne rastlos an dem Werke, ich will Dir dabei helfen."

Als die Nacht anbrach, kam der Junker mit Spatten und Hacke und begann einen Weg zu schaufeln. Unsichtbare Geisterhände halfen ihm dabei und ehe der Morgen graute, war der Weg fertig, und er rief mit lautem Hurrah- und Jubelgeschrei den erstaunten Ritter herbei, welcher sich jetzt nicht mehr weigerte, ihm seine Tochter zum Weibe zu geben. Der in einer Nacht entstandene Weg heißt jetzt noch der Feenweg, obwohl die geheimnißvolle Melusine längst aus dem Gebiet verschwunden ist.

Petermann der Themringer.

„Er sieht ein schönes Weib da sitzen,
Von Gold und Silber herrlich blitzen
Von Perlen und von Edelstein
Wie eine Sonne reich und rein."
Egenolf von Staufenberg.

Wo sich hinter dem Schloß Staufenberg die Höhe des Stollenwaldes erhebt, lag ehemals ein stolzes Schloß; darin hauste Petermann der Themringer, ein Ritter von Staufenberg, der seiner gewaltigen Leibesstärke wegen weitum in der ganzen weingesegneten Mortenau bekannt war. Dem begegnete einst auf einsamem Streifzug die liebreizende Melusine und er schwor von Liebe bethört der Fee, ihr anzugehören sein Leben lang. Die Melusine versprach ihm dagegen alles Erdenglück und langes Leben: „Heimlich will ich um Dich sein, als Dein ehlich Gemahl, ohne daß mich ein anderer Mensch sieht. Brichst Du mir aber die geschworene Treue, so ist Dein Leben dahin und drei Tage nach dem Treubruch bist Du todt. —"

Jahrelang lebte nun der Ritter mit seinem gespenstigen Weibe glückselige, ungetrübte Tage. Aber als er einst bei einem Turnier zu Frankfurt am Main durch sein ritterliches Wesen in einem fürstlichem Fräulein, der Base des Kaisers, eine heftige Liebe entzündete, da war sein Glück dahin. Denn der Kaiser selber trug dem mannlichen Kämpen die Hand seines Bäschens an. Vergebens war des Ritters Weigerung und als er endlich, um einer Heirath auszuweichen, sein Verlöbniß mit der wunderbarlichen Melusine kundgab, da riefen die geistlichen Herren am Hofe: „Herr Ritter, Ihr seid in des Teufels Bande gerathen, und es thut wahrlich Noth, Euch noch rechtzeitig daraus zu retten."

So trieben sie den Themringer gewaltig in die Enge, daß er zuletzt keinen Ausweg mehr sah und des Kaisers holdseliges Bäschen zu ehelichen versprach; obwohl ihn alsbald sein gegebenes Wort im Herzen reute. — In der folgenden Nacht erschien ihm die Melusine zum letzten Mal. Aber nicht fröhlich wie sonst zu nächtigem Spiele, sondern im schwarzen Trauergewand, Abschied nehmend und ihm den Tod verkündend. „Wenn bei Deiner Hochzeit durch die Zimmerdecke mein Fuß erscheint, so denke an den Tod und bereite Dich aufs Ende vor," hatte sie ihm mit trauriger Stimme gesagt und verschwand.

Der Ritter sah nun mit Bangen seinem Hochzeitstag entgegen und blieb stumm und traurig bei der Gäste lautem Jubel. Als aber beim fröhlichen Feste auf einmal ein schneeweißer Frauenfuß an der Zimmerdecke sichtbar wurde, fiel der starke Mann in eine schwere Ohnmacht und alles floh aus dem Saale bis auf die unglückliche Braut, die weinend bei ihrem kranken Gemahl blieb. Der hat sich aber nimmer erholt, sondern ist am dritten Tage nach seiner Hochzeit gestorben, wie ihm die Melusine vorausgesagt hatte.

Die Engels- und Teufelskanzel.

Vor vielen hundert Jahren, als fromme Männer, die damals noch neue Lehre vom Christenthum im Schwarzwald verbreiteten, sah der Teufel mit größtem Aerger, wie bald alles Volk den Aposteln anhieng. Da bestieg er bei Gernsbach einen mächtigen Felsen, der hoch aus dem Walde hinaus ragte und begann mit teufelischer List zu dem Volke zu predigen und es von der Christuslehre abwendig

zu machen. Es gelang ihm auch, mit seinen glatten Worten eine Menge Zuhörer anzulocken. Die christlichen Prediger sahen mit Betrübniß, wie das Werk ihres Fleißes unterzugehen drohte. Da erschien auf einmal unweit der alten Burg Eberstein ein Engel Gottes in strahlendem Lichtgewande, der die Truglehre des Satans mit begeisterten Worten widerlegte und die Menschen im Guten und Wahren unterrichtete. In wenigen Tagen verließ Alles den Ort, wo der Böse predigte und giengen hinüber, um dem Engel zu lauschen. Nur wenige alte Kesselflicker, Gauner und Hexen blieben zurück. Darüber ergrimmte der Teufel sehr. Er schwang sich wuthschnaubend von seinem Felsen hinauf ins höhere Gebirge, allwo er die schweren Steinblöcke im Zorne furchtbar durcheinander warf und dazwischen also heulte und rumorte, daß man drüben auf dem Engelsfels die Worte der Wahrheit nicht mehr hören konnte. Als aber Gott diesem Treiben lang genug zugesehen, ergriff er mit starker Hand den Teufel und warf ihn so heftig zur Erde, daß heute noch der Eindruck einer Klaue dort sichtbar ist.

Die frommen Männer aber vermochten mit Hülfe des Engels bald darauf dem Christenthum allgemeinen Eingang zu verschaffen und der Teufel ward im Schwarzwald lange Zeit nicht mehr gesehen. Doch zeigt man heute noch die Engels- und Teufelskanzel und auf der wilden Bergeinöde oberhalb Loffenau die Teufelsmühle.

Das Kreuz zum guten Rathe.

Im Städtchen Ettenheim lebte ehmals ein junger Edelmann, der gieng auf Freiersfüßen. Er hatte lange Zeit unter des Landes Töchter Umschau gehalten und in manch feuriges Auge geschaut, dabei auch gar manchen weichen Händedruck empfunden. Aber der junge Herr war wählerisch und schwer zu befriedigen. Denn seine Braut sollte tugendhaft, schön und reich und dazu aus altadeligem Geschlechte sein. Denn er war der Meinung, daß sich Gleiches nur zu Gleichem gut geselle.

Lange hatte er schon umsonst gesucht, da lernte er einstmals auf einem lustigen Turnier zu Straßburg in der wunderschönen Stadt zwei Mädchen kennen, von deren Liebenswürdigkeit und Schönheit er so sehr entzückt war, daß er glaubte jede von ihnen vereinige alle die geforderten guten Eigenschaften in sich. Nun that ihm aber erst die Wahl weh, und er war aufs neue in großer Verlegenheit. — Denn gefiel ihm an der Einen das goldene Lockenhaar, so dünkte ihm, der Andern kohlschwarze Flechten seien noch schöner, und bewunderte er der Ersten holdselig blickende blaue Augen, so entzückte ihn wiederum die Zweite durch ihre dunkeln. Gefiel ihm aber die Blonde ihres schlanken herrlichen Wuchses wegen, so dünkte ihn die kleine Schwarze sei in ihrer Zierlichkeit nicht minder schön. Kurzum er konnte nicht zum Entscheid kommen, welche der beiden Schönen, deren eine zu Straßburg und die andere zu Freiburg im Breisgau wohnte, er zum Weib erkiese.

Da kam ihm eines schönen Morgens ein sonderbarer Gedanke, der ihn hastig aus dem Bette trieb. Er ließ sein Pferd satteln, saß auf und sprach: „Tummle dich

von hinnen, mein braver Schimmel; denn ein Thier hat oft mehr Verstand das Rechte aufzuspüren als ein Mensch. Ich laß dir den Weg offen und wohin du gehst, dort will ich freien."

Also holte der Schimmel munter aus und schlug die Richtung gegen Altdorf ein, daß der Junker vermeinte, die Straßburgerin müsse sein Weib werden. Aber plötzlich wendete sich das kluge Thier, lief in gestrecktem Galopp landauf und stand nimmermehr still bis nach Freiburg der Stadt im Breisgau. Da freite der Junker die Blonde von Freiburg und ist nachmals ein glücklicher Ehemann geworden; denn sein sanftes Weib hat ihm viel Freude bereitet. An der Stelle aber, wo sich das Pferd gewendet, ließ er ein steinernes Kreuz errichten, welches heute noch zwischen Ettenheim und Altdorf steht und vom Volke das Kreuz zum guten Rathe genannt wird.

Der Lautenfelsen.

Im Lautenfelsen im Murgthal wohnten vor Zeiten Erdweiblein; gutmüthige hübsche, junge Mädchen, die alle Abend nach Lautenbach in die Spinnstube kamen, allwo sie von den Leuten, besonders von den jungen Burschen, recht gerne gesehen wurden. Auch fehlten sie nie auf dem Tanzboden im dortigen Wirthshaus. Immer aber entfernten sie sich vor Mitternacht; denn es war ihnen nicht erlaubt, länger auszubleiben. Zwei junge Bursche von Lautenbach verliebten sich in die zwei schönsten der Feen. Die blühten wie Rosen und Nelken so roth und waren so lieblich anzuschauen, wie der junge Blüthenhain am

Maimorgen. Lange Jahre dauerte das Glück der Liebenden. Die Bursche lustwandelten oft mit den lieblichen Geschöpfen im Wald und Feld herum und begleiteten sie immer bis an den Felsen, wo sie dann eine den menschlichen Augen verborgene Thüre aufmachten und plötzlich durch dieselbe verschwanden. Einer der Jünglinge, der sich fast nicht von seiner Liebsten mehr trennen zu können glaubte, wollte einst mitgehen in den Felsen, aber das Mädchen antwortete ihm erschrocken: „Das kann nicht sein, mein Liebster, es wäre dein und mein Verderben!"

Einst aber verspäteten sich doch die beiden Elfen bis nach Mitternacht beim fröhlichen Tanze und fürchteten sich sehr in ihre Wohnung zurückzukehren. „Bleibet bei uns", rieth der eine der Burschen, „dann kann Euch die strafende Hand Eures Meisters nicht erreichen." Aber die lieblichen Dirnen schüttelten ihre goldenen Lockenköpfchen. „Nein", sagten sie, „wir müssen heim; wenn wir auch hier blieben, der Strafe würden wir nicht entgehen. Vielleicht finden wir Erbarmen, daß uns nicht die ganze Härte des Gesetzes trifft, welches die schreckliche Strafe auf zu langes Ausbleiben setzt." „Und was erwartet Euch denn?" frug wieder einer der Burschen. Aber die Mädchen antworteten nicht darauf, sondern fingen nur aufs neue an zu weinen und klagen. Also kamen sie endlich vor dem Felsen an. Traurig war der Abschied der Liebenden. „Wenn Blut aus dem Gestein fließt, nachdem wir verschwunden," sagten sie im Gehen, „so denkt nicht mehr an ein Wiedersehen, dann sind wir todt." —

Darauf verschwanden sie wie gewöhnlich in dem Felsen, und die beiden Jünglinge harrten eine geraume Zeit. Endlich hörten sie wilde Stimmen, die aus tiefer Erde zu kommen schienen und vernahmen auch bald darauf einen

gräßlichen Schrei. Dann drang aber rothes, warmes Blut aus dem Stein und rieselte langsam auf den Rasen hinab. Die beiden Elfen aber wurden seit jener Zeit nicht mehr gesehen.

Der Knorr.

In der Gegend von Gernsbach geht der Knorr um. Er ist ein Geist gar sonderlicher Art, der bei seinen Lebzeiten ein böser Amtmann im Murgthal gewesen ist. Er hat die Armen geschunden und in theuern Zeiten einen hohen Zoll auf die Frucht gelegt, so daß gar viele deßwegen hungern mußten. Darum duldet ihn auch die Erde nicht, und er muß zur Strafe seiner Sünden geistern bis auf den jüngsten Tag. In den verschiedensten Gestalten erscheint er oft am hellen Tage den Menschen, die er stets foppt und neckt, wo er irgend kann. Wer stillschweigend an ihm vorbei geht, den läßt er ruhig, wer ihm ausweicht, den verfolgt er und wer ihn gar verspottet, schlägt, aufscheucht oder anrührt, dem thut er sicher ein Leid an. —

Eine Frau aus Gernsbach sah ihn als Esel quer über einem Waldpfad liegen und stieß ihn verdrüßlich mit dem Fuße an, aber da erhob sich der Geist, sprang ihr auf den Rücken und sie mußte ihn bis in die Stadt tragen, obwohl sie schier unter der schweren Last zusammen brach. — Zu Obertsroth und Hilpertsau sitzt er oft auf den Brücken und läßt sich von den Vorbeigehenden heimtragen. —

Schlimm wäre es einmal bald dem Nachtwächter zu Weißenbach ergangen. Nachdem er einstens die zwölfte Stunde gerufen, sah er vor sich auf der Straße ein großes

Bündel feines Werg liegen. „Das kann meine Frau spinnen," dachte der Mann und hob es auf. Wie er aber ein Stück weit gegangen war und nun im hellen Mondschein den Fund näher betrachten wollte, sah er zu seinem größten Entsetzen, daß das Werg ein Paar große feurige Augen bekomme und er wollte es wegwerfen, aber schon war unter den Augen auch ein offenes Maul mit furchtbaren Zähnen entstanden, welches sich heftig in seinen Arm einbiß. Vergebens war sein Schütteln und Rütteln, umsonst waren alle Versuche, sich des gespenstigen Bündels zu entledigen. Da rief er in höchster Noth die Muttergottes um Hülfe an und kaum hatte er den heiligen Namen ausgesprochen, als das Werg plötzlich verschwunden war. Da merkte endlich der Nachtwächter, daß es der Knorr gewesen, und er hütete sich von da an wohl, bei der Nacht wieder etwas vom Boden aufzuheben. —

Manchmal ist auch der Knorr schon den Leuten als Katze erschienen, rollte sich ihnen unter die Füße, so daß sie elend aufs harte Pflaster fielen und verschwand dann mit lautem Lachen. — In der allerneusten Zeit läßt er sich aber wenig mehr sehen.

Der Grafensprung.

Noch sinnt er, ob Tod aus Feindes Hand,
Ob Tod in den Wogen er wähle.
Dann sprengt er vor an die Felsenwand
Und befiehlt dem Herrn seine Seele;
Und näher schon hört er der Feinde Troß —
Aber scheu vor dem Abgrund bäumt sich das Roß;
Doch er spornt's, daß die Fersen bluten,
Und er setzt hinab in die Fluten.

Theodor Körner.

Das prächtige Ebersteiner Schloß im lieblichen Murgthal haben große Dichter besungen und seine Sagen zu Vers gebracht. Ein Meister wie Uhland sogar sang in heller Begeisterung vom Grafen von Eberstein, der um des Kaisers Töchterlein warb. Die nachfolgende hübsche Sage ist auch durch die Kunst verewigt, denn ein herrliches Gemälde vom Grafensprung prangt an der Trinkhalle zu Baden.

Graf Wolf von Eberstein, der kühne Ritter ohne Furcht und Tadel wurde einst in seinem Schlosse vom Grafen Eberhardt von Württemberg belagert. Täglich wuchs die Streitmacht des Feindes vor dem armen Schlößlein, welches dem Untergange verfallen schien, und immer schwieriger ward die Lage der Bedrängten. „Gottes Marter!" rief eines Abends der kühne Wolf. „Ich will doch einmal sehen, ob ich keine Hülfe gegen den verfluchten Greiner finden kann. Morgen früh schleich' ich mich durchs Lager und geh' hinab zum einem Freunde, dem Pfalzgrafen; der hilft mir sicher."

Also ritt er zur frühen Dämmerstunde aus der Burg, aber die wachsamen Schwaben entdeckten ihn bald und verfolgten ihn mit wildem Eifer. Der kühne Wolf ritt in verwegenen Sätzen die waldige Berghalde hinab und stand plötzlich auf dem Hustein, dem ungeheuern Felsen, der

schroff und steil in die reißende Murg hinausragt. Tod und Verderben gähnte ihm aus dem Abgrund entgegen, Schmach und Gefangenschaft drohten ihm vom nahenden Feinde. — Der Graf wählte nicht lange. — „Der Greiner soll mich nicht lebendig fangen! Gott helfe mir!“ Damit spornte er den schnaubenden Renner und Roß und Reiter stürzten in den furchtbaren Abgrund. Das treue Thier war todt, aber Graf Wolf erreichte glücklich das andere Ufer, und es gelang ihm zu fliehen.

Jener Felsen heißt heute noch der Grafensprung, und wer ihn sieht, staunt über des Ebersteiners verwegene Kühnheit.

Eberstein.

Vor fünfhundert Jahren tobte im schönen Murgthal ein schwerer Krieg. Gegen des Württembergischen Grafen drohende Übermacht hatten viele Edle des Landes ein Bündniß geschlossen, den Schleglerbund. So geheißen, weil sie als Bundeszeichen einen kleinen silbergestickten Schlegel auf dem Waffenrock trugen. Der unruhige stets fehdelustige Graf Wolf von Eberstein war der Schlegler Hauptmann geworden. Sein treuster Waffenbruder und zugleich des Bundes Eifrigster war Wolf von Wunnenstein, der Schwabe. So thaten die beiden Wölfe dem Rauschebart gar manchen Tort und Schaden, und nachdem sie ihn einst im Wildbad überfallen und beinahe gefangen hätten, zog er mit Heeresmacht ins Murgthal und vor die Burg Eberstein, des Schleglerhauptmanns Veste.

Unbemerkt kam der helle Haufe über des Schwarzwalds dunkle Berge hinüber und stieg bei Reichenthal hinab.

Dort hausete abseits vom Dorfe ein kriegstüchtiger Mann mit seinem einzigen Kinde, der einen stattlichen Lehenhof umtrieb und nebenbei seinem Herrn bei dessen ewigen Fehden manchen wichtigen Dienst leistete. Die Leute nannten ihn den Aerzinger, und er war kein „Landbürtiger", sondern mit dem Wolf einst aufs Schloß gekommen. Für treue Dienste hatte ihn dieser mit dem prächtigen Hofe belehnt; worauf er dann sein einzig Kind, ein blühendes Mädchen, geholt hat. Manche sagten auch, er sei vordem ein vornehmer Herr gewesen und durch mannigfach Kriegsunglück um Hab und Gut gekommen. Thatsache ist, daß um jene Zeit ferne im allemannischen Oberland ein altes Geschlecht seines Namens der Armuth entgegen gieng.

An selbigem Tage aber, als Graf Eberhard der Greiner sein Heer seitwärts dem Rockertsberg zum Murgthal hinab führte, war Hademar der Aerzinger nicht in seinem Hause, sondern drüben auf dem Ebersteiner Schloß, bei seinem jungen Lehensherrn. — Und das Mädchen erschrack nicht wenig, als es zumal die feindlichen Reiter und Bogenschützen erblickte. Sie lief eilends aus dem Hause fort und gelangte in kurzer Zeit auf heimlichen Waldwegen zum Schlosse, allwo viel edle Herren beisammen saßen und Kriegsrath hielten, nicht ahnend, daß der schlaue Greiner so nahe sei, so daß dieser ohne des besonnenen Mägdleins Warnung die Herren alle hätte fangen können. —

Aber wie ein Schwarm wilder Bienen giengs durcheinander, als die treue Hildegunde in den sorglosen Kreis rief: „Hütet Euch, die Württemberger ziehen im Sturmmarsch den Berg hinauf!" —

Ihr Vater fuhr zuerst von seinem Sitze auf. „Was sagst Du, Kind?" rief er. „Ists Wahrheit?" —

„Zu Tausenden stiegen sie vom Kaltenbronn herunter," war des Mägdleins Antwort. —

„Zieht die Zugbrücke auf! Alle Mann unter Gewehr!“ rief Graf Wolf durch die Hallen, und in wenigen Minuten war die Veste wohl bewacht, und der kecklich heranstürmende Feind erntete statt leichten Sieges, wie er gewähnt, nichts als blutige Köpfe. —

„Ich will den Fuchs in seinem Bau aushungern,“ sagte der Rauschebart und richtete sich ein zur langen Belagerung des Schlosses. Er zog darauf Laufgräben und „Letzen“ um die Burg und setzte sich fest mit seinen Verbündeten.

Hildegunde aber blieb bei ihrem Vater auf dem Schlosse, pflegte die Verwundeten mit heilkräftigen Arzneien und tröstete mit liebendem Zuspruch die Sterbenden. Und alle auf der Burg nannten das Kind ihren guten Engel. Hademar der Aerzinger aber war stolz auf seine Tochter und liebte sie mehr denn je. Den Schleglerhauptmann entzückten der Jungfrau Anmuth und seltene Tugenden so sehr, daß er bei seinem alten Vasallen offen um ihre Hand warb.

„Sie muß meine Wölfin werden,“ sagte er, und Hildegunde erröthete bis unter die blonden Locken hinauf.

Indessen war der Belagerer Stürmen immer heftiger geworden, und man blickte im Schlosse schon mit Bangen dem Tag entgegen, wo der letzte Rest der Lebensmittel zur Neige gieng. Einzig des edlen Eberblutes wogten noch ganze dunkle Fluten in den Riesenfässern des Schloßkellers. Da kam aber in höchster Noth unerwartete Hülfe. Der Pfalzgraf Ruprecht trat vermittelnd für den Ebersteiner ein; denn Wolfens Oheim, Graf Wilhelm, so nie Weines trank, war sein treuer Genoß geworden. Auch Markgraf Rudolf von Baden legte manches gute Wort für seinen belagerten, arg bedrängten Vetter ein. Und als endlich die Verbündeten des Württembergers Einer nach dem Andern das Lager verließen, blieb auch diesem zuletzt

nichts anderes übrig, als unverrichteter Dinge wieder abzuziehen. Mit ohnmächtigem Zorn ritt er davon. — Ein schönes Gemälde, welches heute noch im Schlosse zu sehen ist, zeigt uns den abreitenden Eberhard von Württemberg, wie er grollend und drohend die Rechte gegen das Schlößlein erhebt.

So war Graf Wolf ganz unverhofft und glücklich von seinem Bedränger frei geworden. Da gedachte er in dieser Zeit der Ruhe mit der hochherzigen Hildegunde der Aerzingerin seine Hochzeit zu feiern.

„Meine Tochter ist aus edlem Blute und Euch wohl ebenbürtig, Herr Graf," sagte der alte Hademar. „Denn die Aerzinger stammen ab von Diethelm dem Freiherrn von Weißenburg im Klettgau, dessen Geschlecht eines der ältesten ist in den oberen Landen."

Also ward zum fröhlichen Feste alles vorbereitet, da erschien in goldglänzender Rüstung Herr Wolf von Wunnenstein, der gleißende Wolf geheißen.

„Schleglerhauptmann," begann er zum Grafen von Eberstein zu sprechen, „zu Loffenau liegen wohl hundert Ochsen und Rinder und ebenso viele Malter Korn, welches unser Feind im Lande geraubt hat. Zwar sind wachsame Hüter dabei, doch glaube ich, daß wir sie wohl übermannen können. Laß Deine Knechte satteln, wir jagen dem Württemberger die Beute ab."

„Hab keine Zeit," entgegnete der Graf. „Morgen ist mein Hochzeittag. Hier ist meine liebe Braut. — Gehe diesmal allein, ich laß Dir die Beute."

„Aber der gleißende Wolf gab sich damit nicht zufrieden: „Es ist gefährlich Wagniß, was ich geplant und Du mußt dabei sein!" sagte er eindringlich. Wie aber der Graf wieder den Kopf verneinend schüttelte und wie

fragend nach seiner holden Braut hinüber blickte, trat diese herzu und sprach:

„Wir gehen zusammen und erobern zurück, was der Feind dem armen Lande entrissen und feiern nachher um so fröhlicher unser Fest.“

Deß freute sich der Wolf, der ein gar verwegener Fehdegesell war, nicht wenig. In weniger als einer Stunde stand ein wohlbewehrter, kriegerischer Haufe im Schloßhof und ritt im hellen Trab der Murg zu und hinüber nach Loffenau, wo die Württemberger lagerten.

Aber diese hatten bei Zeiten der Schlegler Anzug gemerkt und richteten sich mannlich, sie zu empfangen. Es gab ein wildwüthiges Streiten, als wäre der Kampf um die halbe Welt losgegangen. Frisch und tapfer fochten die beiden Wölfe an der Spitze, mit ihnen die Ritter von Windeck und Schauenburg; der Aerzinger schwang seine breite Streitaxt, daß den Schwaben, so ihm unter die Hände kamen, Hören und Sehen auf immer vergieng. Aber im dichtesten Gewühl, hoch zu Roß, sah man Hildegunde von Aerzingen, stets an der Seite ihres kühnen Hochzeiters. Und auch da, als eine ganze Rotte der Feinde den Grafen zu umringen drohte, wich sie nicht zurück, sondern wehrte manchen schweren Axtschlag ab, der ihrem geliebten Herrn gegolten. Wie aber endlich einer drohend den langen Speer gegen den Hauptmann stieß, so daß er diesen gerade durchbohrt hätte, wendete sie rasch ihr Pferd und fing mit der eigenen treuen Brust den wuchtigen Stoß auf. Schwer getroffen fiel sie zur Erde. Der Graf sah sie fallen und laut schrie er auf vor unnennbarem Schmerz und Wuth. Wie ein Rasender, mit übermenschlich scheinender Kraft fuhr er aufs Neue über die Feinde her und schlug so wuchtig drein, daß diese bald entsetzt zurückwichen. — Wenige Minuten nachher hatten die Schlegler

gesiegt. — Aber auf der blutigen Walstatt lag sterbend das heldenmüthige Mädchen. Hademar der Aerzinger weinte vor Schmerz und Weh beim Anblick seines armen Kindes. Graf Wolf suchte vergebens die klaffende Wunde mit beiden Händen zuzuhalten, um das in rothen Wellen entströmende Blut zurückzudrängen. Seine sterbende Braut lächelte ihm zum letzten Mal zu.

„Und mußt Du hier auf blutigem Felde für mich Dein rosiges, junges Leben aushauchen, Du treue Seele, so soll auch nie ein ander Weib mein eigen sein!"

Der Gleißende suchte umsonst nach dem Feldscher, wie er ihn fand, war das Mädchen todt. Bleich und starr lag sie auf dem blutigen Rasen und um sie im Kreise weinten die starken Männer. Es pochte manch' ein hartes Herz unter eiserner Rüstung, und manches kriegsergrauten Mannes Auge, darin der Thränenquell schon seit Jahren versiegt schien, ward naß, beim Anblick der lieben Todten. — Drei Tage nachher ward sie in der Kirche zu Gernsbach begraben. Die Herren alle vom Schleglerbund gaben der Braut ihres Hauptmanns das letzte Geleite. —

Graf Wolf von Eberstein hat das Wort gehalten, das er im Anblick der sterbenden Geliebten gesprochen. Er hat sich mit keinem andern Weibe vermählt. Sein Leben war ein vielbewegtes, unruhiges und meist unglückliches. Mannlich, aber mit schlechtem Erfolg, stritt er für den alten Glanz seines Hauses gegen mächtige Nachbarn.

Alteberstein.

Vom hohen Batter nordwärts auf anmuthiger Höhe über dem Dorfe Ebersteinburg liegen die Ruinen von der Ebersteiner Ahnenschloß. Die Nachkommen der Grafen vom Ufgau bauten die Burg in uralten Zeiten, und lange war sie der Sitz des ebersteinischen Geschlechtes, bis sie das neue Schloß bei Gernsbach erbauten.

Die Grafen von Eberstein lagen einst mit dem deutschen Kaiser — man weiß nicht mehr aus welchen Ursachen — in heftiger Fehde. Die schlimmen Händel führten so weit, daß Kaiser Otto I. mit vielem Kriegsvolk vor die Ebersteinburg gezogen kam und dieselbe belagerte. Allein die Grafen hatten sich so gut mit Lebensmitteln versehen, daß sie wohl eine gute Zeit aushalten konnten, ohne zu hungern, und die Befestigungen waren so stark, daß die Burg ohne Hülfe des Hungers fast gar nicht zu nehmen war. —

So vergiengen denn mehrere Jahre, ohne daß die Belagerer irgend welchen Erfolg errungen hätten. Da ward der Kaiser des langwierigen, aussichtslosen Kampfes müde und zog mit seinem Heere nach Straßburg. Er gedachte nun mit List zu nehmen, was er auf offenem Wege nicht erreichen konnte, und schrieb darum nach der Stadt Speier ein großes Turnier aus. Dazu lud er auch die Ebersteine ein, indem er ihnen freies Geleite zusicherte. Er gedachte, wenn die drei Brüder zu Speier wären, das Schloß leicht nehmen zu können. Auf dem Turniere erwarben sich die Grafen durch ihre glänzenden Waffenthaten, sowie durch ihr anmuthiges, höfliches Wesen viel Achtung und Liebe. Dem Jüngsten von ihnen war sogar des

Kaisers holdseliges Töchterlein gewogen. Das Mädchen nahm soviel Antheil an dem Schicksal des jungen Eberstein, daß ihr die Kriegslist, die ihr Vater gegen denselben gebrauchen wollte, wie ein großes Unrecht erschien, und sie beschloß dieselbe zu vereiteln und den Grafen zu warnen. Also flüsterte sie ihm bei nächtlichem Tanze leise ins Ohr:

„Seid auf Eurer Hut, Graf Eberstein, dieweil Ihr hier Euch beim Tanzen vergnüget, ist Euer Schloß in großer Gefahr!"

Der Graf erschrack und erkannte allsobald, daß sie überlistet worden. Er suchte seine Brüder auf und erzählte ihnen, was er erfahren. Unbemerkt ritten sie bei Nacht und Nebel davon und erreichten die väterliche Burg kurz vor dem kaiserlichen Heer und schlugen den Sturm mannlich ab. Kurze Zeit darauf versöhnten sie sich mit dem Kaiser und der Jüngste erhielt die Hand der Kaiserstochter, welche ihn liebend vor dem nahen Unglück gewarnt hatte. Er ward also aus einem Feinde des hohen Herrn sein Schwiegersohn und getreuer Vasall und Helfer in allen Kriegsnöthen.

Graf Berthold III. von Eberstein.

Graf Berthold III. von Eberstein war ein treuer Gefährte des Schwabenherzogs Friedrich mit den scheelen Augen. Er begleitete ihn einst mit Albrecht von Zimmern und dem Grafen Reinold von Lützelburg nach dem elsäßischen Zabergau, den Grafen Erchinger von Magenheim dort zu besuchen. Die Herren lagen öfters dem edlen Waidwerk ob und Herr Albrecht verfolgte einst in hitziger Jagdlust einen Hirsch im Stromberger Walde, als er plötz-

lich ein gespenstiges Wesen vor sich sah, welches ihn in ein nahes Schloß leitete. Im Rittersaale der Burg saß ein stolzer Mann von einer stattlichen Ritterschaft umgeben, schweigend und ernst beim festlichen Mahle. Bei Herrn Albrechts Eintritt erhoben sich Alle und grüßten ihn mit stummem Kopfnicken. Mit bloßem Schwert in der Hand betrachtete der staunende Ritter die stummen Herren, die emsigen Diener und die reichen goldenen Gefäße. Dann neigte er sich vor der seltsamen Gesellschaft und verließ den Saal; nochmals wurde durch Aufstehen sein Gruß erwidert. Und erst draußen vor dem Thore der verzauberten Burg getraute er sich seinen Begleiter um des Wunders Erklärung zu bitten.

Dieser antwortete ihm: „Der Mann, den Du gesehen, ist Deines Vaters Bruder, Herr Friedrich von Zimmern; er war ein tapferer Kämpe gegen die Ungläubigen, aber ein harter Herr seinem armen Volke. Dafür büßt er jetzt schrecklich und ich und die andern, die wir ehemals seine Räthe und Diener waren, sind die Gefährten seiner Leiden. Darum nimm Dir daran ein Beispiel und bessere Dich.“ Mit diesen Worten verschwand er, ein feuriger Regen vernichtete das Zauberschloß, daraus ein schreckliches Wehklagen erscholl.

Entsetzt kehrte Herr Albrecht zu seinen Jagdgefährten zurück. Der Schrecken hatte ihm die blonden Locken gebleicht. Auch die Andern wurden von seiner Erzählung tief ergriffen. Herr Albrecht stiftete sofort in der Nähe von Magenheim das Kloster Frauenzimmern, Friedrich der Herzog von Schwaben errichtete gemeinschaftlich mit dem Grafen von Lützelburg das Kloster Neuenburg bei Hagenau und Berthold von Eberstein gründete zum Andenken an die gräßliche Erscheinung und zu seiner Vorderen Seelgerette das Stift Frauenalb. Als er später den nachmals

so berühmten Rothbart Friedrich von Hohenstaufen unter Kaiser Konrad III. auf einem Kreuzzug begleitet hatte, stiftete er nach glücklicher Heimkehr die Benediktinerabtei Herrenalb, und wurde darum von den Mönchen in jener Zeit als ein besonderer Gutthäter verehrt. Sein Familiengut hat er aber durch so gewichtige Schenkungen gewaltig geschmälert und legte damit den Grund zur späteren Verarmung seines Geschlechtes.

Das Rockertweibchen.

Ostwärts vom Schloß Eberstein liegt am jenseitigen Ufer der Murg ein prachtvoller Bergwald, die Rockert.

Darin haust und geistert seit undenklichen Zeiten das Rockertweibchen. Im schwarzen Kleide, den ungeheuer großen Federhut auf dem Kopfe, gelb und runzelig von Angesicht, geht es gebückt am Eichenstabe einher. Gelehrte Männer haben früher behauptet, das Rockertweibchen sei eine von den Letzten aus dem Geschlechte der Truiden, deren leibliche Schwester im fernen Pyrenäengebirge hause, allwo weiland des berühmten Ritter Rolands verirrte Knappen mit ihr gar seltsame Abenteuer erlebten, die in einem schönen Buche beschrieben und zu Vers gebracht sind. —

Aber davon wollen die Sagenkundigen des Murgthales nichts wissen. Sie erzählen vielmehr, das Rockertweibchen sei eine Gräfin von Eberstein gewesen, die den Rockertwald durch Meineid erworben, und deßwegen darin umgehen müsse bis zum jüngsten Tag. Die von Reichenthal und Hilpertsau nannten ehemals den prächtigen Buchenwald ihr eigen. Die habsüchtige Gräfin ärgerte sich, daß

die Bauern ein so schönes Gut haben sollten, welches ihrem stattlichen Schlosse gerade gegenüber lag, und sie begann mit den beiden Gemeinden einen ungerechten Streit darum. — Vor einem versammelten hohen Schiedsgericht schwor die Gräfin: „Der Wald am Rockertsberge ist der Ebersteiner Grafen Eigenthum gewesen von Alters her! So wahr der Schöpfer über mir ist.“ Also wurde ihr vom Gericht der Wald als rechtmäßiges Eigenthum zuerkannt. —

Sie hatte aber in ihrem ungeheuer großen Federhut einen silbernen Eßlöffel versteckt und beim Schwören an diesen gedacht; denn dortlands nennt man den Löffel Schöpfer, weil man mit ihm die Suppe aus der Schüssel schöpft. Aber als ihr letztes Stündlein kam, lastete der Meineid schwer auf ihrer Seele, und nach dem Tode fand sie im Grabe keine Ruhe, sondern muß in dem unrecht erworbenen Wald umgehen bis auf den heutigen Tag. Oft jagt sie in grausiger Mitternacht durch den Forst und man hört ein Hurrahgeschrei und ein Hundegebell, als ob das wilde Heer vorüberzöge. Wer durch den Rockertwald ruhig seines Weges geht, er mag sehen oder hören was er will, der hat nichts zu fürchten, wer aber das Rockertweibchen anruft oder gar verspottet, den führt sie sicher einen ganzen Tag oder Nacht irre im Wald herum, wenn sie ihn nicht gar in ihrem Zorn in einen Graben oder Morast stürzt.

Die Klingelkapelle bei Gernsbach.

Oberhalb dem Städtchen Gernsbach, da wo sich eine waldige Schlucht gegen das Ebersteiner Schloß hinaufzieht, liegt auf einer schattigen Waldwiese eine alte Kapelle, der Klingel geheißen.

In uralten Zeiten lebte dort eine heidnische Priesterin, eine Alrune im heiligen Eichenhain, die weitum über alles Volk viel Macht besaß. Aber von dem, sich immer weiter ausbreitenden Christenglauben verdrängt, zog sie tiefer in die Wälder zurück und verlebte ihre letzten Tage einsam im Dienste des Wodan am Herrenwieser See. Im alten Götterhain aber siedelte sich später ein frommer Klausner an, der Tag und Nacht zum neuen Gott der Christen betete. — Einstens in einer stürmischen Wetternacht lag er auch wieder in frommes Gebet versunken in seiner Zelle, als ihn plötzlich ein lautes Jammergeschrei aufschreckte. Er gieng hinaus, um nach der Ursache zu sehen, und fand, frierend und zitternd, ein schönes, junges Weib vor der Hüttenthüre, welches ihn unter heißen Thränen bat, ihr für die Nacht Obdach zu gewähren, da sie sonst in dem Unwetter umkommen müsse.

„Komm herein," versetzte mitleidig der Klausner, „noch brennt ein lichtes Feuer in der Hütte, daran Du Dich wärmen und trocknen kannst."

Allein unter der Thüre blieb die Fremde stehen: „Wollt Ihr nicht so gut sein, frommer Mann," sagte sie, „und allhier das Bild des Gekreuzigten von der Wand wegnehmen." Der Klausner stutzte erst ob dem seltsamen Verlangen und sah ihr betroffen ins Gesicht. Aber sie lächelte so holdselig und sah ihn mit großen, freundlichen Augen

so liebend an, daß er keinen Anstand mehr nahm, ihrer Bitte zu willfahren. Schon griff er nach dem Bilde, als plötzlich draußen der Ton eines kleinen Glöckleins schrill und klar durch die Wetternacht tönte. Da begann der Mönch unwillkürlich beim Glockenklang das Ave, „Gegrüßet seist Du Maria“, zu beten, und plötzlich war die schöne Jungfrau, wie ein Schatten, verschwunden. Jetzt erkannte der Einsiedler, daß es kein irdisches Mädchen, sondern eine Ausgeburt der Hölle, vom Teufel zu seiner Verführung gesandt, gewesen und er sank auf die Knie nieder und dankte Gott für die glückliche Errettung aus den Fallstricken des Bösen. Am anderen Morgen fand er hinter der Klause in einem uralten Eichbaum ein kleines Glöcklein hangen. Dankbar baute er eine schmucklose Kapelle darüber, die nach seinem Tode zerfiel und aber bald darauf von frommen Leuten aufs neue viel größer und schöner hergestellt wurde. Zum Andenken an das gespenstige Glöcklein ward sie vom Volke Klingel geheißen bis auf den heutigen Tag.

Fremersberg.

Nicht weit vom sagenhaften Thurm von Yburg war am Fremersberg vor Zeiten ein verrufener Ort. Hexen und Zauberer hielten dort im wilden Waldrevier, alljährlich an Walpurgisnacht ihre Versammlungen, und der Fremersberg war ein so besuchter Tanzplatz der Bösen, wie weiland der berühmte Brocken im Harz. Da bauten einige fromme Männer eine Siedelei an dem verrufenen Ort und das fromme Gebet der Brüder, das nun Tag und Nacht durch den dunkeln Wald erklang, verscheuchte

alsbald die Teufelsbrut in die weite Ferne. — Einst aber wurden die einsamen Beter in später Mitternachtstunde aus ihrer Ruhe aufgescheucht; ganz aus der Nähe erscholl ein mächtiges Jagdhalali aus dem dunkeln Walde.

„Sind es die teufelischen Spuckgestalten oder hat sich ein Jägersmann im Forste verirrt und sucht jetzo Obdach und Unterkunft?" fragten die Mönche einander. Mit brennender Kienfackel giengen sie den Tönen nach und fanden bald einen verirrten Reiter, der sie freundlich um ein Nachtlager bat. Die Einsiedler gewährten ihm, was sie selber vermochten, ein frugales Nachtessen und ein weiches Binsenlager. Frühmorgens verabschiedete sich der Jäger von seinen freundlichen Wirthen unter verbindlichstem Danke.

Der verirrte Jägersmann war Markgraf Jacob von Baden; er baute Gott und den frommen Brüdern zum Danke an dieser Stelle das Kloster Fremersberg, darin die Einsiedler als die ersten Mönche hausten.

Weder den wilden Horden des dreißigjährigen Krieges, noch den französischen Mordbrennerschaaren zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts ist es zum Opfer gefallen. Erst als die Mönche fast ganz ausgestorben waren, wurde es aufgehoben. Der Großherzog Leopold ließ an der Stelle, wo das Kloster gestanden, ein steinernes Kreuz errichten.

Altenburg.

Auf einem Vorsprung des Fremersberges gewahrt man noch wenige Spuren des Schlosses Altenburg. Darin hauste ehmals Herr Kaspar von Altenburg, ein gar lockerer Geselle, der in tollem Jugendleichtsinn sich arg versündigte. Ein liebreizend Mädchen, des alten Ritters von Yburg Töchterlein, war seine Geliebte, und er schwur ihr hoch und theuer, treu zu sein bis in den Tod. Aber neue Liebe fesselte bald darauf des unbeständigen Mannes Herz und seinen Schwur vergessend, nahm er Agatha, Klein-Künzlins von Schmalenstein Tochter, zum Weibe und lebte eine geraume Zeit glücklich mit ihr. Sie beschenkte ihn mit blühenden Kindern. Aber gar öfters gedachte er der betrogenen Yburgerin, und der Meineid lastete schwer auf seiner Seele. Diese aber versuchte lange Zeit vergebens das Bild des Ungetreuen aus ihrer Seele zu verdrängen; eine finstere Schwermuth lagerte sich auf ihr Gemüth, und der Frühreif Kummer zerstörte die schöne Blume. Auf ihrem Todbett verzieh sie aber milden Herzens dem frechen Zerstörer ihres Jugendglücks und sandte einen Mönch aus, ihm Solches zu sagen.

Als Herr Kaspar den Tod der einstigen Geliebten vernahm, da drückte ihn das Bewußtsein seiner Schuld noch mehr als zuvor. Nach langen, bangen Tagen kamen noch längere und bangere Nächte, und in einer solchen träumte ihm, daß zur Strafe für seinen Meineid sein ganzes Geschlecht verderben werde. Obgleich seine vier Söhne lustig heran wuchsen, so fürchtete er doch immer im Geheimen, daß das Unglück auf ihn lauere. Wirklich stürzte auch einstens, während die Familie bei Tische saß, ganz unvermuthet die

Decke des Rittersaals ein und erschlug ihm seine zwei jüngsten Kinder. Kaum deckte die Erde die Armen, als auch die zwei anderen Söhne als Opfer einer furchtbaren Pest fielen. Bald darauf aber stürzte der Ritter aus Ungeschick von der hohen Mauerzinne herab und zerschmetterte den Schädel. So viel Schmerz mochte die arme Frau nicht ertragen und auch sie starb vom Kummer niedergedrückt eines schnellen Todes.

Da war des Herrn von Altenburg Traum in Erfüllung gegangen; nur Bertha die Tochter lebte noch vom ganzen Geschlechte. Diese hat aber, tief ergriffen von dem Unglück, das ihre Familie heimgesucht und bethört von habsüchtiger Priester Einrede, all ihr Gut und Geld den Jesuiten in Baden vergabt und ist in ein fremdes Kloster gezogen, wo sie für ihres unglücklichen Vaters Seelenheil betete. Heute aber ist die Altenburg verschwunden und nicht viel mehr als der Name hat sich erhalten. Auch die traurige Geschichte ihres letzten Herrn ist beinahe vergessen.

Der Ritter von Falkenstein.

Zur Zeit, da Kaiser Rothbart sein frommes Heer nach dem heiligen Lande führte, lebte auf Falkenstein ein Ritter, der erst seit wenig Monden mit einer lieblichen jungen Frau vermählt war. Aber des Kaisers Ruf galt dem Ritter mehr als das süße Mahnen der Liebe und er folgte, das weinende Weib zurücklassend, den Fahnen des Kreuzheeres. Kaum im heiligen Lande angekommen, ward er in einer wilden Schlacht von Saracenen umringt und gefangen. Er ward in harte Sklaverei geführt und gedachte bei schwerer

Arbeit, Noth und Entbehrung mannigfaltiger Art, öfters zurück an die liebliche Heimath und sein junges, verlassenes Weib. Ganze Nächte brachte er schlaflos zu und fast brach ihm das Herz vor banger, banger Sehnsucht.

Einst nach einem Tage voll harter Arbeit lag er auch wieder wachend auf dem halbfaulen Stroh in seinem finstern Kerker, als er plötzlich einen häßlichen Mann vor sich stehen sah.

„Ritter von Falkenstein,“ sagte der Fremde, „Du sehnst Dich heim nach Deinem jungen Weibe und den Wildthälern des Schwarzwalds. Wohlan vertraue mir und ich schaffe Rath.“

„Was soll ich thun?“ fragte der Ritter.

„In dieser Nacht noch bringe ich Dich wohlbehalten nach Falkenstein. Aber, wenn Du auf der Reise einschläfst, so ist Deine Seele mein auf ewig, wonicht, so sind wir quitt und ledig.“

Jetzt erkannte der Ritter seinen Befreier und schon wollte er dem Versucher mit den Worten des Herrn antworten: „Weiche von mir Satan!“ aber des Herzens Heimweh überwog alle andern Gründe, und er schlug ein. Ein geflügelter Löwe war des Falkensteiners Reitpferd und in raschem Fluge giengs über Länder und Meere die kühle stille Nacht hindurch. Aber den Reiter überkam plötzlich ein mächtiger Schlaf so daß er kaum noch im Stand war die Augen offen zu halten. Langsam senkte es sich ihm wie schweres Blei in seine Glieder, langsam ließ er das Haupt auf des Löwen Kopf niedersinken. Da schoß plötzlich aus hoher Luft herab ein schneeweißer Falke, der den Schlaftrunkenen mit heftigem Flügelschlag aufschreckte; leise tönte es an sein Ohr:

„Ich bin der Falke von Falkenstein,
Ich will Dein Beschützer und Retter sein;
Halt' die Augen auf recht weit, recht weit,
Es gilt ja die ewige Seligkeit. —“

Also flatterte der getraue Falke ständig um des Ritters Haupt herum, so daß dieser nicht schlafen konnte, wie sehr es ihn auch zog. Als sie um die frühe Morgenstunde auf der heimathlichen Burg ankamen, verschwand der Löwe plötzlich mit einem zornigen Gebrüll, der Falke aber hob sich langsam und majestätisch in die blaue Morgenluft hinauf.

Falkenstein.

Dort, wo man aus dem lieblichen Himmelreich ins wilde Höllenthal hinaufkommt, liegt hoch auf steilem Felsen über der wildbrausenden Rotta die Burgruine Alt-Falkenstein. Wer das unbezwingliche Felsennest hier oben im grauen Alterthum erbaut hat, weiß man nicht. Die Geschichte schweigt darüber und auch die Sage weiß nichts davon. Aber, ein altes, mächtiges Geschlecht, saßen die Falkensteine seit undenklichen Zeiten dort, wie ehemals die heidnische Stadt Tarodunum, den Weg aus dem Breisgau in den Wald und nach Schwaben bewachend. — Aber in der Zeiten Wandlung verarmten sie, wie gar manches streitbare Geschlecht jener Tage und griffen zum schmählichen Stegreif. Darum auch heute noch die Ruine Falkenstein von den Leuten gemeinhin nur das Räuberschloß genannt wird. Am buntesten und unverschämtesten trieben die Herren ihr sauberes Geschäft zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts, da zahlreiche entartete Sprößlinge des einst edlen Geschlechtes der Falkensteine auf der Burg saßen. Mord, Brand und Raub war der tollen Verbrecherbande ihre fast tägliche Uebung. Nicht schreckte sie die Nähe der festen wehrhaften Stadt Freiburg. Und

doch hat diese Stadt den Dienst der rächenden Nemesis übernommen und das Räubernest gründlich zerstört, nachdem die von Falkenstein einen armen Mann von Freiburg auf gräßliche Weise gemordet.

Die Sache hat sich so zugetragen: Hans Schneider aus der Stadt hatte gegen den Willen ihres Vaters ein Mädchen aus dem Zartener Thal zum Weibe genommen. Darüber ergrimmte der Alte und die Geschwister des Weibes über alle Maßen und schworen dem gehaßten Eidam und Schwager Rache bis in den Tod. Zu Falkenstein aber saß damals mit noch etlichen sechs Brüdern und Vettern der Herr des rachesüchtigen Vaters, Ritter Dietrich von Falkenstein, der offen das schändlichste Räubergewerbe trieb. Zu diesem verruchten Menschen gieng jetzt Künin Henseler und verklagte seinen Eidam. — „Besser ist, Du verderbest ihn, als daß er Dich verderbe! Zieh aus, fang' ihn und führe ihn hierher auf Alt-Falkenstein, ich will dem Städtlerschuft eine Strafe geben, dergleichen bis jetzt kaum erhört wurde.“ — Also lauerte Hänseler seinem Eidam auf und fieng ihn nebst seiner Frau, als er harmlos seines Weges zog. Er wurde nach der Räuberhöhle geführt und nach wenigen Tagen vom höchsten Thurm hinunter in den felsigen Abgrund geworfen. Dort fand nach einiger Zeit die unglückliche Frau den verstümmelten Leichnam ihres Mannes. Und ihr Wehgeschrei erscholl durch den ganzen Gau, so daß sich darauf viele Herren mit der Stadt Freiburg verbündeten, viel Kriegsvolk zusammen brachten, das Räubernest eroberten und fast dem Erdboden gleich machten. — So fiel Alt-Falkenstein im Höllenthal.

Die Geisterhochzeit zu Lauf.

Nicht weit vom Dorfe Lauf zwischen Bühl und Achern liegt die Burgruine Lauf, die ehemals dem Rittergeschlecht der Windecke gehörte. Aber unheimlichem Geisterspuck mußten schon vor vielen hundert Jahren die Insassen der Burg weichen; und als sie im Laufe der Zeiten in Schutt und Trümmer zerfiel, so hörte doch das Unwesen der Gespenster in den öden Mauern nicht auf.

Einstens, als die jetzt in Trümmer liegende Burg noch ungebrochen und stolz gen Himmel ragte, kam eines späten Abends ein fahrender Rittersmann dort an, der sich nach einem gastlichen Obdach umsah. Er band sein Pferd an einen Baum im Schloßhof und gieng in die inneren Gemächer. Im Rittersaale traf er eine einsame Jungfrau, die schläfrig in einer Fensternische saß. Auf seine Bitte um Unterkunft nickte sie mit dem Kopfe und brachte dem Gaste bald mehrere Flaschen Wein, die sich dieser recht wohl munden ließ. Aber der Wein stieg ihm zumal zu Häupten und wie er seine stumme Wirthin betrachtete, so schien sie ihm ein so schönes Mädchen zu sein, als er je eines gesehen. „Warum seid Ihr so einsam in dem stattlichen Schlosse, holde Jungfrau?“ begann er. „Wo ist Euer Vater, Eure Mutter, Eure Dienerschaft?“ — „Ich bin die Letzte meines Stammes, alles ist todt!“ — antwortete sie schwermüthig.

Der Junker trank immer mehr von dem feurigen Wein und that ihr zuletzt den verwegenen Antrag, sie heirathen zu wollen. Da er selber arm war, so schien ihm die einzige Erbin des großen Schlosses gerade zu passen. „Ich will Euch in Liebe angehören mein Leben lang,“ sagte er zu ihr.

Da erheiterten sich ihre traurigen Züge, mit fröhlichem Lächeln schritt sie zu einem nahen Wandschrank, nahm zwei goldene Ringe daraus und steckte einen derselber dem Bräutigam an den Finger. Darauf führte sie ihn nach der Burgkapelle zur Trauung. Unterwegs gesellten sich ihnen zwei ernste Männer zu in alterthümlichen Trachten, dergleichen der Junker noch keine gesehen. In der Kapelle aber redete sie eindringlich mit einem Bischofsbildniß, welches auf einer Grabplatte eingehauen war. Die Platte richtete sich plötzlich auf, wackelte auf den Altar zu und der Bischof mit feuersprühenden Augen, wandte sich an den Ritter: „Wollet Ihr, hochedler Bräutigam, die allhier gegenwärtige Hilde von Windeck zum Ehegemal erkiesen.“ Da fuhr dem Ritter ein kalter Schauer durchs Gebein. Laut aufschreiend stürzte er aus der Kirche. Er hörte hinter sich noch der Geister gräßlich Geheul, dann sank er im Burghofe bewußtlos zusammen.

Am frühen Morgen weckte ihn der erste Hahnenschrei; die goldene Sonne schien in die öden Gemächer hinein und aller Spuck war verschwunden. Aber der Ritter dachte noch lange mit Entsetzen an die Geisterhochzeit zu Lauf.

Das goldene Kind.

Es war vor vielen hundert Jahren, als einst ein Hirtenknabe auf dem einsamen Limberg eine Herde Ziegen hütete. Tagelang saß er mitten auf der Haide auf einem riesigen Steinhaufen im Schatten einer zwerghaften Eiche und blies auf der Sackpfeife hübsche Melodien, welche er den muntern Amseln und Singdrosseln abgelauscht hatte

im grünen Wald, oder er schaute froh und glücklich in die Luft hinaus und zum blauen Himmel empor. Er pflegte auch viel Verkehr mit den großen Waldameisen, die in der Nähe seines Lagerplatzes eine Riesenstadt gebaut hatten und nach allen Richtungen ihre Heerstraßen anlegten. Das eifrige Treiben der fleißigen Thierchen gefiel ihm umsomehr, da er selber ein völlig beschauliches Leben führte. Am fröhlichsten aber vergieng ihm die Zeit, wenn Salomea, die junge Ganshirtin mit ihrer gefiederten Schaar in seine Nähe kam und ihn freundlich lächelnd bat, auf der Sackpfeife zu spielen. Und er meinte selber, sein Spiel klinge viel anmuthiger, wenn das braune Hirtenkind zuhöre. — Gar öfters pflückte er im Jungholz die schönsten Erdbeeren für sie und aß sie dann recht traurig, wenn sie nicht kam. —

Aber das frohe Leben des einsamen Buben sollte bald auf eine schlimme Art unterbrochen werden, und sorgliche Trübsal und Gefangenschaft und Lebensgefahr kam über ihn.

Er saß eines schönen Morgens wieder auf dem Steinhaufen und blies mit den Vögeln um die Wette auf seiner Sackpfeife, als er von ungefähr vor sich hin blickend im Grase etwas flimmern und glänzen sah, dergleichen er noch nie bemerkt.

„Das kann der frische Morgenthau nicht sein!" rief er und sprang auf, seine Entdeckung näher zu besichtigen. Da fand er im Grase liegend ein kleines Kind, welches ganz von ächtem, gutem Golde war. Freudig hob er's auf und trug's in sein Wams gehüllt nach Hause. Seine alte Mutter freute sich über die Maßen des Fundes. „Du bist ein Glückskind," sagte sie, „und reich genug, und wir werden gute Tage haben unser ganzes Leben lang." — Die gute Frau gieng auch in ihrer Herzensfreude

gleich im ganzen Dorfe herum und erzählte allen alten Weibern, wie reich und glücklich ihr Söhnchen Klaus zumal geworden. Und die Leute lachten entweder ungläubig oder wurden gelb vor Neid über der Armen Glück. Doch die gutmüthige Geschwätzigkeit der alten Frau hätte dem Hirtenbuben fast sein junges Leben gekostet, und er kam sehr lange nicht in den ruhigen Besitz seines Schatzes. Sobald nämlich die Geschichte im ganzen Dorfe bekannt war, was nicht einmal zwei Stunden Zeit erforderte, kam der Hexenmeister und nahm den Jungen in ein strenges Verhör. Zum Unglück für den Knaben war an dem Tage, wo er das goldene Kind fand, einer armen Wittwe ihr einziges Knäblein auf unerklärliche Weise verschwunden. Da fiel ein böser Verdacht auf den armen Hirten und der Hexenmeister, der ihm gram war, sprach ihn aus:

„Du hast der Annebab ihren Buben verhext und in Gold verwandelt mit Hülfe des Teufels und dafür wirst Du lebendig verbrannt, wie sich's gehört."

Da brach die alte Mutter des Angeklagten in ein lautes Jammern aus und betheuerte die Unschuld ihres Kindes.

„Halt's Maul, alte Vettel!" schrie ihr der Hexenmeister zu. „Man wird Dir bald auch tüchtig einheizen; ich weiß schon lange, daß Du eine Hexe bist."

Wie sehr auch der geängstigte Klaus seine Unschuld betheuerte, es half Alles nichts.

„Man wird Dich schon mürbe machen, Bürschlein, das kannst Du glauben." Mit diesem schlechten Troste ward er abgeführt und in einen finstern Kerker geworfen. — Da lag nun der arme Bube Tag und Nacht und wiederum Nacht und Tag, und in seine Augen kam kein Schlaf und über seine bleichen Lippen keine Klage, und keine Thräne linderte ihm den Schmerz, welcher in seiner

Seele wüthete. Still sinnierte er ob der Menschen grenzenloser Bosheit. — Er sehnte sich hinaus in die grüne Pracht des Tanns und der weiten Einöde, in die Einsamkeit und waldige Freiheit seines Berges, zu seinen Ziegen — und zu der schwarzlockigen Salomea. — Lieber wäre er gleich den martervollen Feuertod gestorben, als, von Allem was ihm lieb getrennt, in Kerkernacht zu liegen.

Als er einst wieder in später Nacht schlaflos auf seinem Lager saß, hörte er auf einmal eine liebliche Stimme: „Klaus, Klaus, schläfst Du?"

Der Knabe fuhr bei dem bekannten Laut so hastig in die Höhe, daß er mit dem Kopf an einen spitzen Stein der Wand anrannte und heftig blutete, aber er achtete nicht darauf. —

„Nein, nein," rief er, „liebe Salomea, ich habe schon acht Tage nimmer geschlafen! O sage mir, wie geht es draußen auf dem Limberg und was machen meine Geißen?"

„O, draußen geht es schon gut," entgegnete das Mädchen. „Jedenfalls besser, als Dir in Deinem schaurigen Kerker."

„Ach ja," seuzte der Knabe, „ich wollte ja lieber gleich sterben, als noch einmal acht Tage in diesem Loch liegen."

„Du sollst nicht sterben!" rief das Mädchen, „und sollst auch nimmer lang gefangen sein. Vielleicht können wir schon übermorgen beisammen auf dem Limberg sitzen, und Du mußt mir dann eines der schönsten Stücke pfeifen."

„O! wenn das wahr wäre!" rief Klaus etwas ungläubig, obgleich die Hoffnung auf baldige Freiheit seinen Lebensüberdruß alsbald besiegt und zurrückgedrängt hatte.

„Es ist wahr!" entgegnete Salomea bestimmt. „Du wirst frei sein, ehe zwei Tage um sind."

„Und wem verdanke ich denn meine Freiheit?“ fragte Klaus.

„Höre nur, es ist eine lange Geschichte,“ sprach das Kind. „Trotzdem der Annebab ihr Bub wieder gefunden wurde, wollte Dich der Hexenmeister verbrennen und behauptete, Du hättest mit dem Teufel ein Bündniß gemacht.“

„O der elende Lügner!“ unterbrach Klaus die Erzählerin. „Der Teufel ist noch nie auf dem Limberg gewesen.“

„Da bin ich zum Pfarrer gegangen,“ fuhr die Hirtin fort, „und erzählte ihm Dein Unglück und Mißgeschick und sagte ihm, wie Du ein braver Bube seist. — Darauf versprach mir der gute Herr, Dich zu befreien, und er widerlegte alsbald des bösen Hexenmeisters Klage. Auf dem Limberg, sagte er, sei ehedem im grauen Alterthum ein heidnischer Götzentempel gestanden und es sei wahrscheinlich das goldene Kind das Bildniß eines Götzen, den die Heiden damals verehrt. Seine Rede fand Beifall bei allen Richtern, und morgen bist Du frei. — Mich trieb's, Dir die frohe Botschaft noch in der Nacht zu verkünden, auf daß Du fröhlich schlafen mögest und Dich nimmermehr härmest. Gute Nacht, Klaus!“ Damit sprang sie davon, und dem Buben war's so wohl, als wäre sein guter Engel bei ihm gewesen. Schon sah er im Geiste die grünen Triften und Wälder und hörte die Vögelein in den Zweigen musiziren. Und in dieser Nacht hat er erst recht nicht geschlafen. —

Am andern Morgen ist er wirklich frei geworden. — Der Schatz ward ihm zu Eigenthum zugesprochen; und er verkaufte ihn an einen Freiburger Goldschmied für zehntausend Gulden. Später hat er für dies Geld ein großes Bauerngut erworben und Salomea die Ganshirtin ist seine Bäuerin geworden und jetzt gieng seiner alten

Mutter die Hoffnung auf gute, glückliche Tage in Erfüllung; denn Klaus war ein guter Sohn, der es ihr an nichts ermangeln ließ, und wenn sie die kleinen pausbackigen Enkelein auf den Knien schaukelte, erzählte sie ihnen öfters die Geschichte vom goldenen Kind.

Baldreit.

Es lebte einst in der Pfalz ein Kurfürst, der war ein gar fröhlicher, immer zu Scherz aufgelegter Mann, bis ihn einmal eine böse Krankheit ergriff, die so hartnäckig war, daß er nicht mehr davon frei zu werden glaubte. Immer mehr steigerte sich der unleidliche Zustand, immer heftiger quälten ihn die Schmerzen, und er konnte sich ohne Hülfe kaum mehr vom Platze bewegen. Da trat eines Morgens sein Leibjäger zu ihm heran und sprach: „Gnädiger Herr, mir ist im Walde ein Pilgersmann begegnet, der am selbigen Gebresten litt, wie Euer Durchlaucht. Eine Kur zu Baden an der wunderwirkenden, heißen Quelle hat ihm geholfen und er ist heute so gesund und munter, wie der Fisch im Wasser. Wollet Ihr nicht auch hingehen, gnädiger Herr und die Wirkung der Quelle probiren?"

Der Kurfürst besann sich nicht lange; eben folterten ihn wieder die fürchterlichsten Schmerzen. Da ließ er anspannen und fuhr noch am selbigen Tage nach der freundlichen Bäderstadt, wo sich die Wirthe auf die Ankunft eines so hohen Gastes nicht wenig freuten. Nun begann er ein Baden und Trinken, daß es eine wahre Freude war. — Schon nach wenigen Tagen spürte er bedeutende

Besserung. Das riß und zuckte ihm im Geblüt und Gebein, und die alten verrosteten Schäden und Übel zog das heilende Wasser alle heraus. Schon nach achttägiger Kur fühlte er sich vollständig gesund. — Mit der völligen Gesundheit war aber auch gleich die alte Lust an Scherz und Schwank wieder bei ihm zurückgekehrt, und so gedachte er seinem ebenfalls jovialen Wirthe einen Schabernack zu spielen. Also ließ er einst zur späten Mitternachtsstunde leise satteln und anspannen und ritt darauf unter lautem Getöse und Hurrahgeschrei seiner Diener von dannen. Durch den heidenmäßigen Lärm aus dem Schlafe erweckt, fuhr der Wirth erschrocken aus seinem Bette auf und sprang ans Fenster. Wie er aber dort den Kurfürsten mit seinem ganzen Troß schon abreiten sah, that's ihm in der Seele weh; denn er hatte gedacht, wenn der hohe Herr ein paar Monate bliebe, ein gutes Geschäft zu machen. Darum rief er dem Enteilenden wehmüthig hinab: „Ach, Euer Gnaden Herr Kurfürst, wollt Ihr denn so bald reiten?"

„Freilich, Du alter Filz! Warum sollte ich nicht, da ich gesund bin?" lachte der Kurfürst und jagte mitten in der Nacht davon. —

Von jener Zeit an bis auf den heutigen Tag heißt jenes Gasthaus der „Baldreit," darum, weil der Kurfürst so bald davon geritten ist.

Michelbach im Murgthal.

Auf einem Wiesenplan zu Michelbach gehen bei einem uralten Nußbaum drei weiße Jungfrauen um, die einen vergrabenen Schatz dort behüten. Der Sturmwind riß den Baum schon dreimal mit den Wurzeln aus, aber immer hebt er sich mit geheimer Geistermacht wieder in die Höhe. Am Bach sieht man die drei Jungfrauen öfters ihre schneeweißen Kleider waschen und ihr seltsamer Singsang mischt sich mit dem leisen Wellengemurmel. Ein junger Bursche aus Michelbach ist einst ihrem verführerischen Sirenengesang gefolgt und traf sie bei einem alten Weidenbusche am Ufer sitzend. Sogleich umringten ihn alle drei: „Lieber Knabe, Du sollst unser Erlöser werden. — Dein Lohn soll groß sein!“ Darauf führten sie ihn an den nahen Münzberg hinüber zu einem heimlichen Felsenthor, welches er bis jetzt nicht gekannt hatte. Mit donnerndem Getöse fuhr die Thüre auf und sie traten in eine weite, unterirdische Halle, die von einem gespenstigen Schimmer erhellt war. Dort standen in schweren Kisten große Schätze aufgehäuft. Goldene und silberne Gefäße aller Art, Diamanten und Rubinen von seltener Schönheit und Goldmünzen uralten Gepräges lagen in eisernen Kisten umher. „Siehe, dieses Alles soll Dein Eigenthum sein und Du wirst dadurch zum reichsten Manne der ganzen Welt werden, wenn Du uns küssest in den Gestalten, darin wir Dir alsbald erscheinen,“ sagte die eine der Jungfrauen. „Habe keine Angst, es geschieht Dir nichts Böses.“ — Die Mädchen verschwanden und statt ihrer standen vor dem erstaunten Burschen eine häßliche Kröte, eine glatte, züngelnde Schlange und ein schrecklicher Drache. Er überwand den

Eckel und küßte die Kröte und die Schlange, aber, wie er sich in gleicher Absicht dem scheußlichen Drachen näherte, da faßte ihn plötzlich ein panischer Schrecken und er fiel vor dem Ungethüm in Ohnmacht. Wie er wieder zu sich kam, lag er draußen am Wiesenbach im Weidengebüsch und die drei Jungfrauen standen um ihn. „Dein unzeitiges Erschrecken hat uns schwer geschadet," jammerten sie. „Erst wenn aus einem Kirschkern, den ein Vogel auf dem Münzberg fallen läßt, ein Kirschbaum geworden und aus diesem Baum für ein neugeborenes Kind eine Wiege gezimmert ist, können wir wieder Hoffnung auf Erlösung haben." — Darauf verschwanden sie. Der Jüngling aber schleppte sich krank und müde nach Hause und ist am dritten Tage nach diesem Ereigniß gestorben.

Der Müller von Baden.

Es war in der Stadt Baden einmal ein Müller, dem drohte seine Mühle über dem Kopf zusammen zu stürzen, so baufällig war sie in der Zeiten Lauf geworden. Da kam einst die hohe markgräfliche Polizei und gebot ihm, das Gebäude niederzureißen, damit kein Unglück durch Einsturz erfolge. Es wurde dem armen Manne eine kurze Frist gestellt und da er zu einem Neubau kein Geld hatte, stand er eines Morgens ganz betrübt bei dem alten Gewerke, das ihn schon so lange ernährt hatte und welches, nach seiner Ansicht, noch manchen Sturm überdauert hätte. — Wie er aber so ganz in trübe Gedanken versunken dastand, kam des Weges her ein vornehmer Mann gegangen, mit grünem Jägerhut auf dem Kopfe und der Jagdflinte

an der Seite. Der fragte den Müller theilnehmend nach seinem Leid. Als ihm dieser aufrichtig seine Noth klagte, sagte der Jäger: „Komm mit mir, ich will Dir helfen.“ Und der Müller gieng mit ihm hinauf zum alten Schloß. Dort langte der Unbekannte ein Bund Schlüssel hinter einem Felsen hervor und machte eine verborgene Thüre auf. Da traten sie mit einander in ein kühles, finsteres Gewölbe, welches aber bald von einem gespenstigen Schimmer erhellt wurde. Nun öffnete der Jäger eine eiserne Kiste, die ganz mit blanken Silbermünzen angefüllt war. „Hier greif' zu und nimmt mit Dir, so viel Du zu tragen vermagst.“ Also füllte der Müller den mitgenommenen Sack und trug ihn keuchend aus dem Gewölbe, welches der Jäger verschloß und den Schlüssel wieder hinter den Felsen legte. Dann begleitete er den Müller bis hinunter nach der Mühle.

Diese ließ er nun schon am andern Tage niederreißen und begann sie prächtig von Grund aus neu aufzubauen. Aber sie war noch nicht einmal zur Hälfte wieder errichtet, als ihm das Geld ausgieng. Nun stieg er in der Nacht zum zweiten Mal auf's alte Schloß, suchte hinter dem bekannten Felsen den Schlüssel und erschloß herzhaft das geheime Gewölbe. Auf der Geldkiste aber lag ein schwarzer Pudel, der ihn mit feurigen Augen anglotzte, ganz deutlich sah er ihn beim Scheine der mitgenommenen Laterne. Doch auf das erste freundliche Wort sprang der Hund herab, und der Müller füllte nun, wie das erste Mal, seinen Sack. Schon hatte er mit der kostbaren Last bereits die Thüre erreicht, als wild schnaubend der Jäger hereintrat. „Verfluchter Dieb, willst Du mir meinen Schatz ganz stehlen? Ist das der Dank für meine Hülfe?“ Drohend schwang er seinen Gewehrkolben gegen des Müllers

Haupt. „Jesus, Maria!“ rief dieser in höchster Todesangst, da verschwand der Jäger plötzlich und der Müller stand mit seinem Geldsack im Freien.

Die Felsen.

„Raum für Alle hat die Erde;
Was verfolgst Du meine Heerde?“
Schiller.

Vor uralten Zeiten lebte tief hinten im Gebirge und Wald in der Geroldsauer Schlucht ein gewaltiger Jäger Namens Ruodtwolf, der in rastloser Eile ringsum das noch unbewohnte Waldrevier durchstreifte. Den mächtigen Urochsen, wie den riesigen Bären erschlug er mit einer gewaltigen Keule aus Stechpalmholz; indessen er die flüchtigen Hirsche und Rehe als ein sicherer Schütze mit Pfeil und Bogen erlegte. An einem schönen Sommermorgen zog Ruodtwolf wiederum fröhlich und guter Dinge in den Urwald hinaus, um neue Beute zu erjagen. Bald spürte er auch im dunkeln Tann ein schneeweißes Reh auf, dergleichen er bei all' seinen Jagdzügen bis heute noch keines gesehen hatte. Er begann eine heiße Jagd auf das edle Thier, welches sich aber immer wieder zu verstecken wußte und so dem Jäger bis in die Wälder gegen den hohen Batter hin auswich. Umsonst waren seine größten Anstrengungen; immer höher zum steilen Gebirge stieg das Wild, immer rascher folgte der wilde Jäger, bis er sich plötzlich in einer öden Felsenwüste sah. — Ringsum lagen in furchtbarer Wildniß und chaotischem Durcheinander Felstrümmer, Blöcke und thurmhohe Wände und Zacken. Erstaunt blieb der Jäger stehen. Diese Gegend hatte er bis heute noch nie

betreten. Forschend schaute er sich nach seinem Wild um. Da erblickte er plötzlich eine herrliche Jungfrau, die aus einer Felsenspalte tretend, das weiße Reh an der Hand führte. Ein spinnwebdünnes Kleid umfloß die edle Gestalt, ein milder, fröhlicher Sonnenschein schien über ihr holdseliges Antlitz ausgegossen. Mit einer Stimme, die ihm wie liebliches Flötengetön erschien, rief sie ihm zu:

„Was verfolgst Du so wild dieses gute Thier, welches Dir nichts zu leide that? Gehe, weiche aus meinem Revier, mit Deinem mörderischen Bogen!“

Sprachlos vor Verwunderung über das herrliche Frauenbild stand der Jäger, der gespannte Bogen entfiel der ohnmächtigen Hand,. seine Augen hiengen wie gebannt an den holden Zügen. Und lange, lange noch starrte er ins Blaue hinein, als die Jungfrau mit dem weißen Reh längst wieder zwischen dem Felsen verschwunden war. Umsonst war auch sein eifriges Suchen nach der schönen Erscheinung, und tiefsinnig kehrte er zuletzt zu seiner waldeinsamen Behausung zurück. Aber ein unnennbares Weh und eine heftige Sehnsucht nach dem wunderbaren Mädchen beschlich sein Herz, und sein ganzes Leben ward er des Waidwerks nimmer froh. Er gab es auch bald nachher auf und wendete sich dem friedlicheren Landbau zu. Einige sagen sogar, Ruodtwolf sei der Erste gewesen, welcher im Badener Thal den Urwald ausgerodet und das Land urbar gemacht habe.

Das Glockenloch bei Niederbühl.

Bei Niederbühl ist eine tiefe Wassergrube, das Glockenloch geheißen, davon die Sage allerlei berichtet. An hellen Sommernächten, besonders am Tage Johannes des Täufers, hört man dort oft ein trauriges Geläute erklingen. Denn an derselben Stelle stand vor Altem ein berühmtes Kloster, welches lange eine Herberge der Frömmigkeit und des Christenglaubens, wie ein Sitz der Künste und Wissenschaften war, bis daß im Laufe der Zeiten die Mönche reich und übermüthig wurden, und das Gut ihrer Bauern verpraßten.

In den Zellen erklang es mehr von Becherlupf und Schelmenliedern, als von Hora und Paternoster. Kurz, sie führten ein so sündiges und lasterhaftes Leben, daß der Herrgott im Himmel sich darob entsetzte und ihnen auf seine Weise eine Verwarnung und Drohung zugehen ließ. Allein die Übermüthigen achteten darauf nicht; sie fuhren fort zu sündigen und erregten so den Grimm des Herrn, daß seine Langmuth ein Ende nahm nnd er an einem milden Sommerabend, am Tage Johannes des Täufers, das Kloster mit allem was darin war, in die Erde versinken ließ. Eine trübe, tiefe Wasserlache stand am andern Morgen an seiner Stelle. Lange betrat kein menschlicher Fuß mehr den gottverfluchten Ort, und Dorngebüsch und hohes Riedgras wuchsen um die Wasserlache. Aber oft vernahm man aus den Tiefen ein trauriges Geläute, welches aus der versunkenen Klosterkirche kam. Denn die Mönche, die frevelnd im Leben ihre Pflicht verletzt und statt Gott nur dem Teufel gedient haben, müssen jetzt tief unter der Erde schon Jahrhunderte nachholen, was sie

hier oben versäumt. Namentlich am Tage des heiligen Johannes vernimmt man sogar den Kirchengesang, weil an diesem Tage Gottes Strafgericht einstens die Sünder ereilte. Von ihren, auf schlechtem Wege erworbenen Schätzen, werfen sie jedes Jahr an diesem Tag einen bestimmten Theil ans Ufer, und wenn dereinst alles unrecht Erworbene fort ist, sind sie erlöst. — Aber den Menschen erscheinen diese Schätze nur als gewöhnliche Steine; einzig ein Niederbühler Bube hat einst damit großes Glück gehabt. Er spielte mit kleinen Steinchen am Ufer, die er also über das Wasser warf, daß sie mehrmals sich über dem glatten Spiegel erhoben und forthüpften. Da sah er, daß sie, sobald sie mit dem Wasser in Berührung kamen, plötzlich goldgelb schimmerten. Er füllte darum seine Taschen damit und fand sie, als er nach Hause kam, in Gold verwandelt.

Bruder Heini.

Auf einer waldigen Anhöhe im Ambringer Grund, welche heute noch der Schloßberg geheißen wird, lag ehedem eine feste Felsenburg, darin ein altes reiches Rittergeschlecht hauste. In nächster Nähe des Schlosses besaß der Burgherr ein Goldbergwerk, daraus alljährlich manche Tonne des edlen Metalles gegraben wurde. Unter der Burg lag ein altes Felsengewölbe, darin er die ungeheuern Schätze aufhäufte. Dabei befanden sich unter andern werthvollen Sachen ein goldenes Kegelspiel mit großen Kegeln aus demselben Metalle. Damit pflegten der Burgherr und sein Pfaffe, genannt Bruder Heini, jeden Nachmittag zu spielen. Und Heini genoß ein so großes Vertrauen, daß er immer nach des Spieles Be=

endigung die theuern Kegel wieder in die Goldkammer einschließen durfte. Dort stand am Eingang Martins des Heiligen Standbild, ganz aus Gold gegossen. Der Heilige trug als Schutzpatron des Schlosses den Schlüssel zur Schatzkammer in der ausgestreckten Hand. —

Aber ein räuberischer Feind eroberte einst, von Verrath und frecher List unterstützt, das Schloß und hauste gar jämmerlich darin. Der Ritter sammt Weib und Kind und dem ganzen Gesinde fiel unter den Schwertern der Feinde, die nun beutegierig jeden Winkel des Schlosses nach Gold und Goldeswerth durchsuchten.

Bruder Heini war der Einzige, welcher sich bei Zeiten verstecken konnte. Beim ersten Lärm, der sich beim Nahen der Räuber erhob, schlich er von seinem Schragen und begab sich eilends in die Goldkammer. Dort bat er inbrünstig zum heiligen Martin um Schutz um Schirm in diesen Nöthen. — Sei es, daß das Gewölbe so gut verborgen war, oder, daß der Heilige wirklich Bruder Heinis Gebet erhört hatte, kurz es blieb unentdeckt, und sowohl der Schatz als des Burgpfaffen Leben wurden gerettet. Als die Feinde vertobt hatten und mit ihrem Raub abgezogen waren, wagte sich endlich der geängstigte Mann Gottes aus seinem Schlupfwinkel hervor. Aber wie erschrack er, ob der gräulichen Verwüstung, die oben seinem erstaunten Auge sich darbot. Nichts als Blut und Leichen, Graus und Schrecken in den weiten Hallen, darin gestern noch ein fröhlich Leben geherrscht. Da lag der Burgherr mit zerspaltenem Schädel bei seinem getödteten Weibe und um sie die Leichen der armen Kinder. Auf den Treppen aber, im Schloßhof und am Thore lagen, alle todt und kalt, der Schloßvogt mit den Dienern, Knechten und Dirnen. Da ergriff Bruder Heinis Herz ein wilder Schmerz beim Anblick all' der Zerstörung. Er setzte sich erschöpft an

den Brunnen im Schloßhof und weinte um seine lieben Todten. Dann gieng er hin und grub im Garten mehrere tiefe Gräber, und er segnete die Todten mit dem Kreuz und schaufelte sie alle, Herr und Knecht, in gleiche Erde ein.

„Die Todten wären begraben," murmelte er, als seine traurige Arbeit fertig war. „Nun bin ich einsam, ohne eine befreundete Seele auf der Welt und will auch einsam bleiben mein Leben lang."

Darauf schloß er die reiche Schatzkammer, ohne für eines Hellers Werth mitzunehmen und hängte wieder, wie früher, den Schlüssel dem Heiligen vor der Thüre an den ausgestreckten Finger. „Hüte Du den Schatz! Du hast mehr Macht, die Räuber abzuhalten, als ich," sagte er. Aber als er ein paar Schritte weit gegangen war, besann er sich anders. Er kehrte um, steckte den Gewölbeschlüssel in seine faltige Kutte und lud das schwere Heiligenbild auf seinen Rücken. „Du sollst mir meine junge Siedelei zieren und beschützen," sprach er keuchend unter der schweren Last.

Hinten im Tannenwald tief in der Schlucht bei der klaren Quelle des Eselsbrunnens gedachte er sich eine Klause zu bauen, um dort ungestört und menschenfern für sein und seines früheren, unglücklichen Herrn Seelenheil zu beten und Messen und Psalmen zu singen. Er malte sich schon aus, wie lieblich es sich ausnehmen möge, wenn sich sein frommer Bittgesang mit dem Gezwitscher der Waldvögel und dem Rauschen der Quelle mische. Müde und durstig kam er endlich bei seinem Ziele an und bückte sich zum Brunnen nieder, um mit der hohlen Hand einen kühlen Trunk daraus zu schöpfen. Aber durch die Last auf seinem Rücken verlor er das Gleichgewicht und stürzte kopfüber in den Brunnen, allwo ihn das schwere Standbild in die unergründliche Tiefe zog, daß er elend er-

trinken mußte. — Dort in dem Eselsbrunnen liegt er nun schon seit vielen hundert Jahren sammt dem goldenen Heiligen begraben und Niemand hat es noch gewagt, den Schatz zu heben, aus Furcht vor dem Zorn des geisternden Heini. Dieser steigt oft empor und geht nach dem Schloß hinauf, wo er das Gewölbe aufschließt und nach den aufgehäuften Schätzen sieht.

Einem armen Mann aus Münsterthal hat er einst, als er ihn zur späten Stunde auf dem Schloßberge traf, eine große, goldene Kegelkugel geschenkt, so daß selbiger Mann nachher reich genug war. —

In neuster Zeit aber hat man den Bruder Heini wenig mehr gesehen und doch muß die Schatzkammer noch uneröffnet im Schloßberg liegen, denn man weiß nicht, daß sie Jemand entdeckt hätte.

Burg Windeck bei Baden.

Ritter Wolf von Windeck, der Ebersteiner Grafen Vasall, hatte einst schlimme Händel mit einem Ritter von Hutzenbach. Als er darum eines Tages erfuhr, seines Feindes Bruder, ein Straßburger Domdechant, käme des Weges daher gezogen, lauerte er ihm in einem Hinterhalt auf und führte in gefänglich nach seiner Burg Windeck, allwo er ihn streng verwahrt hielt. Nur das alte Waldweib Mechtildis sah, wie der geistliche Herr in die Burg eingeführt wurde; denn sie hatte zur selbigen Stunde nahe beim Schlosse hinter einem Felsblock ihre Mittagsruhe gehalten. Im Wolfshaag mitten im Buchenwald lag der Mechtildis Wohnung. Von dürrem Reisig und Waldmoos

war ihr Häuschen erbaut, darin einst bei einem schweren Unwetter ein junger Mensch Obdach suchte. „Was hast Du in meinem Revier zu schaffen?“ fuhr sie den Burschen an, den der Alten häßliche Gestalt und polteriges Wesen nicht wenig erschreckten. „Ich bin einer Zauberin und bösen Hexe in die Hände gefallen,“ dachte er, und getraute sich nicht zu lügen. Also erzählte er der alten Mechtildis, daß ihn die Straßburger nach Windeck geschickt hätten, um der alten Burg schwächste Seite ausfindig zu machen, da die Stadt bald mit Heeresmacht anrücken werde, um ihren gefangenen Mitbürger, den Domdechanten, zu befreien. „Und hast Du gefunden, was Du gesucht?“ frug die Alte. „Es ist mehr als eine Mauer schadhaft an dem alten Nest,“ entgegnete er. Da gab ihm Mechtildis Brod und Wein und als das Wetter vorbei war, zog er davon, sie aber stieg zur Burg hinauf und meldete dem Windecker, woher der Wind blase.

„Heiliger Georg!“ schrie dieser, „ich bin ein verlorener Mann; denn ich bin nicht im Stande, mit allen meinen Leuten bis zur Ankunft des Feindes einen Graben und Wall aufzuwerfen, welcher uns völligen Schutz gewährte.“ „So hat sich also der alte Wolf selber eine Grube gegraben,“ lachte das Waldweib. „Was gibst Du mir, wenn ich Dir heraushelfe?“

Der Ritter bat eindringlich, sie solle ihm doch mit gutem Rath an die Hand gehen. „Ihr seit eine weise Frau, Mechtildis,“ sagte er, „und in geheimer Kunst und Wissenschaft erfahren; manch’ mächtiger Geist ist Euch unterthan, so daß Ihr oft das unmöglich Scheinende vollbringt. Ich fleh’ Euch an, helft mir aus meinen Nöthen, an Dank und Gegendiensten solls nicht fehlen.“ — Da sagte die Alte zu, gieng hinab in ihre Hütte, öffnete den Gaden darin sie eine ganze Schaar schneeweißer Hühner

hatte, die ihr lustig entgegenflatterten. Diese nahm sie nach Windeck und befahl ihnen, ums Schloß einen Graben zu scharren. Und die gefiederten Schanzer huben eine solche Arbeit an, daß in weniger als einer Stunde das Schloß fest war, und der Burgherr die stürmenden Städter mit blutigen Köpfen zu verscheuchen vermochte.

Uesenberg im Breisgau.

Nordwärts von der Stadt Breisach war ehemals ein kleiner Hügel, der Uesenberg, darauf ein stattliches Schloß stand. Der alte Rheinstrom hat ihn nach und nach hinweggespült; auch der Breisacher Bürgerschaft Sicherheit mag das Schloß der streitlustigen Ritter zu nahe gewesen sein, kurz heut zu Tage ist der Uesenberg verschwunden, wie das stolze Geschlecht, welches darauf wohnte. Die Sage weiß auch von einem Kloster zu erzählen, das auf dem geheimnißvollen Berg gestanden. Darin soll der riesige Bruder, Meister Hildebrandts, der Mönch Ilsan gelebt haben und, wie die deutsche Heldensage des Mittelalters berichtet, ist er von hier aus mit Dietrich von Bern nach Worms gezogen und hat alldort im Rosengärtlein der schönen Maid Chriemhilde sich Sieg und Küsse errungen.

Diese Geschichte ist in einem mittelhochdeutschen Gedichte „der Rosengarten“, gar anmuthig beschrieben, und es ist dort in lustigen Versen zu lesen, wie der Mönch mit seinem stachelichten Bart das rosige Antlitz der Chriemhilde beim Küssen verwundete, daß ihr das Blut über die Wangen lief. Dies die uralte Sage.

Das Geschlecht der Uesenberge blühte eine zeitlang in

Glanz und Macht. Die reichen Freiherren führten fast regelmäßig den Vornamen Hesse, oder Hesso. Ein solcher Hesso stiftete viele Güter zu einem Kloster der Cisterzienser, welches der heilige Ulrich, damals noch Mönch im Kloster Clugny in Frankreich einrichten sollte. Im Dorfe Grüningen bei Rimsingen begann der fromme Mann Zellen zu bauen, aber bald ward ihm der Ort für ein beschaulich Leben zu geräuschvoll. Darum zog er hinauf in den dunkeln Tann und errichtete seine Klause am Fuße des Geiernestes in der Thalschlucht des Möhlinbaches. Dort entstand nun das Kloster, welches später den Namen seines Gründers St. Ulrich führte.

Nicht wenig hatte er mit dem Teufel bei Einrichtung des Gotteshauses zu kämpfen. Denn dieser hätte das fromme Werk gar zu gerne zerstört und paßte darum Tag und Nacht mit einem ungeheuern Felsblock im Walde, um diesen bei dem geringsten Versäumniß der Mönche, zerschmetternd auf den neuen Bau zu werfen. Aber eifriges Beten der frommen Brüder verscheuchte endlich den Bösen und er ließ den mächtigen Sandsteinblock im Garten liegen. Die Mönche höhlten darauf den Stein aus und machten einen Springbrunnen davon. Der gehört heut zu Tage zu den schönsten Denkmälern des Alterthums am oberen Rhein; denn er ist mit gar mancherlei feiner Bildhauerarbeit geziert.

Die weiße Jungfrau von Rothenhof.

Im Rothenhofer Bergwald geht eine weiße Jungfrau um, die früher gar öfter am hellen Tage und von verirrten Wanderern zur mitternächtigen Zeit gesehen worden ist.

Ein junger Hirtenbube von Rothenhof trieb einst sein Vieh zum einsamen Brunnen im Walde zur Tränke.

Die Mittagsgeisterstunde lag über den Wäldern. Kein Vogel regte sich im Gezweige, kein Lüftchen säuselte in den Blättern auch kein Wild schlich sich durchs stille Revier. Die Ruhe des Todes herrschte im Waldgrund.

Aus weiter Ferne schon sah aber der Bube auf dem Rand des hölzernen Brunnentroges eine weißgekleidete Jungfrau sitzen. Von plötzlicher Furcht ergriffen, wollte er umkehren, denn ihm ahnte, daß die fremde Gestalt kein menschliches Wesen sei. Aber das dürstende Vieh eilte begierig dem klaren Wasser zu und der Knabe folgte ihm, weil er dasselbe nicht ohne Aufsicht lassen wollte und mehr noch, weil ihm die schöne Gestalt am Brunnen freundlich entgegenlachte und mit milchweißem Arme zuwinkte.

„Komm, lieber Knabe!“ rief sie mit einer glockenreinen Stimme ihm entgegen. „Fürchte Dich nicht vor mir, denn ich habe nur Gutes gegen Dich im Sinn. Es ist Dein und mein Glück, wenn Du thust, was ich Dir sage.“

Der Bube, den der seltene Liebreiz der himmlischen Gestalt ganz entzückt hatte, erklärte sich bereit zu thun, was sie ihn heiße.

Da sprach sie: „Gehe hin unter jene Eiche im Forst, die wohl tausendjährig ist und hoch über alle anderen Bäume hinausragt. Dort liegt unter der knorrigen Wurzel des Waldriesen ein goldener Becher versteckt den sollst Du

suchen und mir hieher bringen, damit ich aus dem Brunnen Wasser schöpfen und trinken kann; dann ist mein Bann aus und ich bin erlöst zur ewigen Seligkeit. Dein aber gehört der Becher, welcher wohl zwanzig Pfund des edlen Metalles wiegt.“ — Freudig lief der Bube und fand den Becher bald unter der beschriebenen Eiche. Schon langte er mit der Hand darnach, als er über sich einen eigenthümlichen Schrei vernahm. Er blickte auf und gewahrte einen riesigen Vogel, der im Schnabel einen dünnen Bindfaden trug, daran ein spitziges Schwert hieng, welches alle Augenblicke dem Knaben auf den Kopf zu fallen drohte. Erschrocken schrie er auf und sprang davon. Ein lautes Hohngelächter erscholl im Wipfel des Baumes, und Vogel und Schwert und Becher waren verschwunden. Wie er aber zum Brunnen zurück kam, zerfloß die Jungfrau in Thränen und rief: „Weh mir, nun muß ich wieder hundert Jahre geistern! — Sie ist nachmals noch öfters gesehen worden.

Das Fräulein von Neuwindeck.

Er hat seit dieser Stunde
An Windecks Trümmer gebannt
Nicht Ruh' noch Rast gefunden
Und keine Hoffnung gekannt.
Chamisso.

Von der Burg zu Lauf gehen unterschiedliche Sagen. Die Eine von der Geisterhochzeit haben wir erzählt, die Andere folgt. Beide berichten, daß auf dem alten Schlosse das Geschlecht der Burgherren ausgestorben sei und lange nur noch ein verlassenes Töchterchen drin lebte, oder vielmehr geistweise umgieng, wie es ja auch in unsern Tagen dort noch spucken soll.

An einem heißen Sommertag kam einst ein ritterlicher Jägersmann auf die Burg zu Neuwindeck gestiegen. Schweißtriefend setzte er sich in der kühlen Burghalle nieder und staunend betrachtete er die dem Untergange verfallenen, öden Gemächer. „Wie manches Faß edlen Affenthalers mag hier in den verschütteten Burgkellern begraben sein," dachte er. „Wenn ich nur einen einzigen Becher davon hätte; denn die Zunge klebt mir am Gaumen." Wie höchlich erstaunte aber der dürstende Jägersmann, als er alsbald aus halbeingestürztem Felsenthor ein wunderliebliches Mädchen hervortreten sah, die ihm freundlich den vollen Becher kredenzte. Gelbe Lockenfülle umrankte ihr feines Angesicht und wie der Ritter den Wein trank, da ergriff ihn eine mächtige Liebe zu der holden Schenkin. — Stürmisch warb er um Minneglück und Minnesold. Aber ein plötzlicher Ernst verdüsterte auf einmal des Mädchens Gesicht. Drohend erhob sie den Zeigefinger, und wie der trunkene Werber nach ihrer Hand griff, war sie urplötzlich verschwunden. — Umsonst suchte er sie durch alle Winkel des öden Hauses. Nur den Becher hielt er noch als Erinnerung in der Hand. Aber in seinem Herzen trug er eine tiefe Wunde; ruhelose Sehnsucht nach der lieblichen Erscheinung bemächtigte sich seiner, und jeden Tag ritt er hinauf zu den Ruinen der Burg, immer hoffend, die Holde dort wiederzusehen.

Doch war Harren und Hoffen umsonst. Der Frühling kam und gieng und Herbst und Winterstürme fegten durchs Land und des Schwarzwalds Edeltannen prangten im blanken Schneegewand und glänzenden Reifschmuck. In den kalten Gemächern der Burg suchte heute wieder, vielleicht zum tausendsten Mal, der junge Jäger nach der Geliebten. Wie es aber am Himmel zu dunkeln begann, setzte er sich müde auf einen Felsen und lehnte das schwere

Haupt an die harte, kalte Mauer. Nichts regte sich um ihn her. Nur aus weiter Ferne scholl das Hungergebell des frierenden Fuchses und der Klageruf der Eule zu ihm herüber. Er schlief ein — und ist nie mehr erwacht. — Man sagt, die gespenstige Windeckerin sei ihm in jener Nacht noch einmal erschienen und habe ihm all' seine Schmerzen vom Munde geküßt.

Allerheiligen.

Unweit vom uralten Kloster Allerheiligen lebte einst in einer Felsenhöhle der Lierbachschlucht ein steinaltes Weib; sie hieß Ilsel und war eine Zigeunerin. — Was sie eigentlich trieb, wußte Niemand recht. — Wenn ein milder Sonnenschein über dem Lande lag, saß sie tagelang vor der Höhle auf einem Felsstück und blickte starr und düster nach dem Wipfel einer riesigen Tanne empor, welche jenseits der Schlucht majestätisch gen Himmel ragte. Fast hätte man sie selber für ein hartes, verwittertes Steinbild halten können, wenn sie so da saß. Doch von Zeit zu Zeit flog ein krampfhaftes Zucken über ihre rauhen Züge, und zuletzt begann sie mit heißerer, knarrender Stimme das folgende Lied zu singen, ohne dabei ihre finsteren, schwarzen Augen von der Tanne abzuwenden:

Das Ringlein, das Ringlein vom Liebsten mein,
Der Rabe hat mir's gestohlen;
Er flog zum Tannenwipfel empor. —
Hilf Himmel! wer wird mir's holen?

Da kam mein Liebster. Ihm klagt' ich den Schmerz,
Der Gute, er sprach gar schnelle:

„Sei ruhig, sei ruhig, mein liebes Herz,
Ich schaffe den Ring Dir zur Stelle.“

Und der Bube sprang und der Bube schwang
Sich zum Wipfel der Tanne behende. —
Gott steh ihm bei! Mir ward es so bang,
Mir ahnte ein gräßliches Ende.

Am schwarzen Gefieder schon faßt er den Dieb,
In furchtbar schwindelnder Höhe. —
Schon hält er den Ring, und ruft seinem Lieb
Und blickt hinunter. — O wehe! —

Es faßt ihn ein Grausen, er taumelt und fällt,
Und zerschmettert liegt er gebettet
Zu Liebchens Füßen. — Ihr Angstschrei gellt
Durch die Schlucht. — Der Ring ist gerettet. —

Am Fuße der Tanne dort grub ich ein Grab,
Dort liegt mein Liebster begraben.
Den Ring auch senkte ich mit hinab;
Ich mochte ihn nimmer haben. —

Doch weht durch die Berge die Frühlingsluft,
Am End' jedes Wintertraumes,
Dann steigt mein Liebster hervor aus der Gruft,
Und steigt zum Wipfel des Baumes.

Und ich ruf' ihm zu, denn ich kenne ihn gut,
Wenn das Mondlicht glänzt auf den Höhen,
Doch er bleibt stumm; er antwortet mir nicht. —
Ach Gott! er kann mich nicht sehen! —

Das ist der Sang der alten Zigeunerin, die ehemals ein wunderliebliches Mädchen war. Ihr unglücklicher Jugendgeliebter, dessen trauriges Schicksal das Lied erzählt, hieß Gaminolf und war ein Klosterschüler aus dem nahen Allerheiligen.

Schwarzenberg im Elzthal.

Hinter der Stadt Waldkirch lag früher die Burg Schwarzenberg; von den alten Kastenvögten des adelichen Frauenstiftes zur heil. Margaretha, im zwölften Jahrhundert erbaut. Aber die übermüthigen Klostervögte führten einst dort ein ruchloses Leben. Einer jener Ritter von Schwarzenberg, Herr Konrad, war gar ein Tyrann und Leuteschinder ohne gleichen. Wenn dem Bauer das Korn reifte, ritt er mit seinen frechen Jagdgenossen mitten durch die Fluren und zerstörte frevelhaft den reichen Segen. Wo aber ein schönes Mädchen war, fand es keine Sicherheit vor seinen Verführungskünsten und Gewaltthaten. So hatte er einst auch sein Auge auf Hannchen, des Wahlbauern lieblich Kind, geworfen und befahl dem Alten, der sein eigener Mann war, ihm das Mädchen aufs Schloß zu schicken. Aber der Bauer, das Schicksal seines unglücklichen Kindes ahnend, bat gar sehr bei dem gestrengen Herrn, von seinem Verlangen abzustehen.

„Du hast mir zu gehorchen, Du Hund, doch, weil Du so jämmerlich bettelst, will ich Dir eine Bedingung stellen: Wenn Du mir den Kirschbaum vor Deinem Hause um Mitternacht sammt Wurzeln und allem, was drum und dran ist, aufs Schloß bringst, so magst Du Dein Töchterlein behalten." Lachend gieng der Ritter davon.

Auf dem Wahlhof aber war Alles traurig und des armen Mädchens Schluchzen war weithin hörbar. Da kam wie von ungefähr ein kleines Männchen am Hause vorbei und fragte nach des allgemeinen Jammers Ursache. Und wie ihm Petermann, der Wahlbauer, des bösen Junkers Ansinnen mittheilte, lachte der Kleine ganz ver-

gnügt und sagte: „Seid nur guten Muthes ich schaffe Rath. — Der Schwarzenberger soll seine Kirschen haben, daß ihm ewig davor graust. Dafür laßt nur mich sorgen.“ —

Wie es aber Nacht geworden und die zwölfte Stunde herannahte, erschien das Männlein wieder und klopfte dem Bauern ans Fenster. „Kommt Petermann, wir wollen dem Junker seine Kirschen bringen.“

Als der Bauer vor die Hausthüre kam, stand dort ein mächtiger Wagen und darauf saß mit Ästen und Wurzeln ganz unverletzt sein riesiger Kirschenbaum und drei schnaubende, kohlschwarze Rappen zogen den Wagen windschnell den Berg hinan. Knarrend fuhren die Thorflügel von selber auf und des geheimnißvollen Fuhrmanns Stimme erscholl durch die Hallen: „Komm her, Schwarzenberger, hier ist, was Du begehrt!“

Ängstlich kam der Sünder herbei und sah das schreckliche Wunder. „Sieh Dir die schnaubenden Pferde an,“ fuhr das Männlein fort. „Der eine ist Dein Vater, der andre Dein Großvater und der dritte Dein Urgroßvater, die alle in der Hölle für ihr schandbares Leben büßen.“ Da ergriff eine mächtige Reue des Ritters Herz und er ist nachmals ein milder gutthätiger Mann geworden. —

Die Nonne von Schlatt.

Im Dorfe zu Schlatt im Breisgau stand ehemals ein Kloster der Lazaristinnen, dessen Stifterin der Sage nach heute noch seit vielen hundert Jahren geisternd umgeht. Es giebt dort einen stattlichen Rebberg, den heißt man die Herrenreben und wächst ein recht guter Wein

darin. Dieser Rebberg gehörte einem edlen Junker, der im Dorf ein Schlößlein und unterschiedliche Herrenrechte besaß. Er ritt öfters liebewerbend auf ein benachbartes Schloß, wo in hohen Züchten und Ehren das schönste Edelfräulein der ganzen Gegend wohnte. Sie erhörte zuletzt sein liebendes Flehen und dort auf jenem Rebenhügel hatte ihm einst in lauer, duftiger Sommernacht, als die Reben blühten und die Nachtigallen sangen, die schöne Kunigunde ewige Liebe und Treue geschworen.

„Und sollte ich je meinen Schwur brechen," rief sie von heißer Liebe entflammt aus, „und Dir ungetreu werden, so soll mich Elend und Kummer verfolgen im ganzen Leben und nachher soll mir selbst das Grab keine Ruhe gewähren."

Küßend schloß ihr der Junker den Mund: „Halt ein," rief er, „versündige Dich nicht durch einen so gräßlichen Schwur." —

Wirklich hat kurze Zeit darauf das wankelmüthige Weib dem Junker die Treue gebrochen. Ein fremder Ritter kam aufs Schloß, der durch Lügen und Gaukelspiel das Bild ihres Geliebten zu verdunkeln vermochte, so daß sie von ihm ließ und sich mit dem glänzenden Schmeichler verlobte.

Wie aber der Junker solches erfuhr, wollte er's nicht glauben und schlich sich als ein bettelnder Pilgersmann in das Schloß seiner falschen Geliebten, wo er bald nur zu gewiß die Wahrheit des Gerüchtes einsah. Krank und wund in tiefster Seele wankte er heim, wo ihn kurze Zeit nachher eine tiefe Schwermuth ergriff. Hoffnungslose Sehnsucht nagte beständig an seinem Herzen und in der wilden Verzweiflung nahm er sich selber das Leben. — Das erschütterte aber das Gemüth der Ungetreuen. „Heiliger Gott!" rief sie und schlug sich die Brust nach Sünder-

weise. „Das ist meine Schuld, meine schwere Schuld!“ Und der Meineid, den sie geschworen und des armen Jünglings Tod lasteten schwer auf ihrer Seele. Sie entsagte der Welt und allen Freuden. Von ihrem Reichthum baute sie ein Kloster und lebte selber als Nonne darin. Aber der Himmel war darum mit dem ungetreuen Weibe noch nicht ausgesöhnt und sie muß bis zum jüngsten Tag auf der Stelle wo sie den Meineid geschworen, alle Nacht umgehen.

Oft sieht man sie, wenn der Vollmond am hellen Himmel steht, vom Kloster durch die Herrengasse dem Rebberge zugehen, wo sie sich auf einen Stein niedersetzt und den müden Kopf mit den Händen unterstützt.

Das Hunnenfeld im Breisgau.

Bei Schlatt im Breisgau abseits der Heerstraße liegt ein einsamer Wiesenplan, wo man öfters in dunkeln Nächten wildes Kampfgeschrei und Waffenlärm hört. — Erschrocken eilt der Bauer dort vorbei, denn an derselben Stelle ward in grauer Heidenzeit eine Riesenschlacht geschlagen.

Hornebog der König der Hunnen war mit ungeheurer Macht in deutsches Gebiet eingedrungen und kam mordend und brennend bis an den Rhein gezogen. Wer konnte, floh in die fast unzugänglichen, wilden Bergschluchten des Schwarzwaldes. Aber schon hatten die deutschen Herzoge und Großen ein gewaltiges Heer zusammen gebracht und stießen beim Hunnenfeld auf die Barbaren, die sie dort schrecklich aufs Haupt schlugen. Ja sogar ihr Fürst, der kriegsgewaltige König Hornebog blieb als ein erschlagener Mann

auf der Walstatt liegen. — Wie aber die Nacht ihren Schleier über die traurige Stätte senkte, kamen die Hunnen wieder und suchten unter den vielen Todten ihren König heraus. Sie beteten um ihn und weinten und klagten und schwenkten dreimal die grüne Fahne mit der Katze über des Todten Haupt. Darauf legten sie ihn in einen goldenen Sarg und vergruben ihn in selbiger Nacht tief in die Erde. Um aber jede Spur, die den beutelustigen Deutschen auf das köstliche Grab ihres Führers hätte bringen können, zu verwischen, haben sie in jener Nacht um des Königs Grab wohl noch tausend kleine Erdhügel, Hünengräber, aufgeworfen. Aber im Laufe von hundert und von tausend Jahren hat der friedliche Pflug des Landmanns die letzten Spuren von der heidnischen Grabstätte verwischt. Doch Niemand hat den köstlichen Sarg des Hunnenfürsten gefunden, der in unserer Zeit einen unermeßlichen Werth haben müßte.

Andere sagen sogar, im Sarge Hornebogs sei noch ein heidnisches Götzenbild, ein lebensgroßes, goldenes Kalb mitbegraben. Das wird sich weisen, wenn einst ein glückliches Sonntagskind den Schatz aus der Tiefe hebt.

Hohenbaden.

Vor Zeiten wüthete in deutschen Landen eine grauenhafte Pest, der schwarze Tod geheißen, welche die Menschen zu hunderten und tausenden dahinraffte. Greis und Kind, Mann und Weib, Jungfrau und Jüngling, sie alle fielen dem unheimlichen Gaste zum Opfer. Auch in das liebliche Thal von Baden war sie eingedrungen und würgte Hoch und Nieder unbarmherzig dahin.

„Es ist eine Sündenstrafe für die verdorbene Welt,“ sagten die Mönche und Priester. „Gott will durch die böse Seuche die sünden- und fluchbeladene Menscheit vom Erdboden vertilgen bis auf den letzten Mann, wie einstens zur Zeit Noah’s durch die Sündflut.“

Da zog eine Menge reuiger Sünder im Lande herum. Sie wehklagten und beteten, schlugen sich mit Geißeln und trieben lange Zeit ein tolles Wesen, glaubend, daß sie durch solch’ widersinniges Thun den zürnenden Gott versöhnen könnten. — Aber die Pest hörte darum nicht auf, sondern verbreitete sich immer schrecklicher, schonungsloser, so daß man zuletzt wirklich meinte, der Herr hätte in seinem Grimme der Menschheit Ende beschlossen. Auch droben auf dem hohen Berge in der Markgrafenburg zu Baden forderte der unerbittliche schwarze Tod seine Opfer. Mehrere Knechte und Jäger waren schon gestorben, ja die eigene Zofe der Frau Markgräfin, die dort einsam als Wittib mit zwei unmündigen Kindern residierte, verfiel vor der erschrockenen Herrin Augen in die gräßliche Krankheit. Da floh diese zu Tod geängstigt mit den zwei Kindern hoch hinauf zu den Zinnen des Schlosses. — Von der Stadt herauf tönten die Sterbeglocken und der Menschen Wehklagen. Die Leichenwagen fuhren durch die Straßen und nichts als Kummer, Furcht und Elend war, wohin man blickte. Da fiel die fromme Markgräfin auf die Knie nieder und begann zur Muttergottes zu beten:

„Heilige, gebenedeite Jungfrau, sieh’ gnädig auf mein armes Volk hernieder und bitte an Gottes Thron für uns um Gnade, daß er den reuigen Sündern vergebe und Einhalt thue der schrecklichen Seuche, die Alles verhehrend im Lande rast und wüthet.“

Während sie also betete, gewahrte sie eine scheußliche Gestalt, die an den Zinnen vorbei rauschte. Das war

der schwarze Tod. Bald darauf erschien die heilige Maria in himmlischer Glorie und verkündete der Markgräfin, daß ihr Gebet erhört sei und die Seuche aufhöre, doch müsse sie eines der beiden Kinder dem Herrn weihen.

Der schwarze Tod hatte von dieser Zeit im badischen Lande aufgehört zu rasen; Alles ward wieder gesund und fröhlich, wie ehedem, und der Frau Markgräfin liebliches Töchterlein trat wenige Jahre nach dieser Begebenheit zu Lichtenthal ins Kloster ein.

Die Burg Hohenrode bei Baden

oder das Brigittenschloß.

Tief hinten im Saßbacher Thal liegt, ein trauriger Trümmerhauf, in schwindliger Höhe der letzte Rest der Burg Hohenrode. Wohl scheint einem, auf diesem schroffen Felskegel einen Bau auszuführen, fast menschliche Kräfte zu übersteigen. Die Volkssage bringt denn auch die Entstehung der Bergveste mit grausigem Zauberspuck in Verbindung. Denn als des Volkes Denken und Thun kleinlicher und schwächer geworden, konnte es die Entstehung der aus einer gewaltigeren Zeit herüberragenden Werke nicht mehr begreifen, und dem Teufel — oder einem Heiligen — wurde die Schöpferei von Werken gewichtigen Menschenfleißes in die Schuhe geschoben. So heißt es von der Burg Hohenrode: Das Schloß stund einst unten im Saßbacher Thal, aber es wohnte eine böse Frau darin, die hieß Brigitte. Sie war eine Hexe und mächtige Zauberin und that mit Hülfe des Bösen der Bauersame gar manchen Schaden im Land. Wenn west=

wärts ein schweres Hagelwetter das Rheinthal herabzog, so lockte sie solches herein in den Saßbacher Grund, daß es die blühenden Reben und das reifende Korn zusammenschlug. — Kein Wettersegen half gegen die Zaubersprüche der Unholdin. — Auch mit Krankheit und mannigfachem Gebresten schlug sie Vieh und Menschen. Da erhob sich einmal alles Volk einmüthig und beschloß der Hexe Untergang. Ein wilder, ungefüger Haufe, mit Äxten, Sensen und Mistgabeln bewaffnet, zogen sie das Thal herauf und vor die verschlossene Burg; trafen dieselbe aber so fest, daß sie nach vergeblichem Stürmen sich außerhalb Zwingolf und Graben ein Lager schlugen.

So bewachten sie die Brigitte mehrere Tage und Nächte und sahen mit Entsetzen, wie des Nachts die höllischen Heerschaaren die Thürme und Mauern der Burg umkreisten. Da auf einmal erschien die Zauberin selber auf der Spitze des Thorthurmes, von einem schwefelgelben Lichtschein schauerlich umflossen.

„Ohnmächtig, thörichtes Volk!" rief sie den Erschrockenen zu, „meint Ihr mich fahen zu können, wie ein gehetztes Wild? — Kommt, folgt mir, wenn Ihr könnt!" Nach diesen Worten der Hexe erbebte die Erde unter furchtbarem Donnergerolle, die Mauern der Burg regten sich in den Fundamenten und ein mächtiger Wirbelwind erhob den ganzen Bau in die Lüfte. Weithin aber scholl des bösen Weibes Stimme: „Seht, so kann ich auch Eure Dörfer durch die Lüfte davon führen und sie mit Euch in den Fluthen des Rheines versenken!" —

Erschrocken liefen die Bauern nach allen Seiten davon. Das Brigittenschloß aber stand unversehrt, wie früher im Thale, jetzt oben auf dem unzugänglichen Felsberge, wo heut zu Tage seine letzten Mauerreste noch zu sehen sind.

Brigitte von Hohenrode.

Herr Schott von Hohenrode war einer der mächtigsten Ritter der Ortenau. Zahlreiche Dienerschaft und leibeigene Leute huldigten seiner jungen Herrlichkeit, und er lebte vergnügt und glücklich mit Brigitte, seinem schönen Weibe. Wie aber diese in steigender Frömmigkeit sich mehr und mehr dem Glauben und religiösen Übungen zuwandte, ließ ihre zärtliche Sorge um den Gatten nach und der war darum oft finstern Sinnes und streifte tagelang in den Wäldern umher, darin er einstens die schöne Jägerin Kunigunde von Bosenstein erblickte und für sie in heftiger Liebe entbrannte. Da brachte ihn diese sträfliche Leidenschaft um alle Ruhe und den letzten Rest von Seelenfrieden. — Seit er die schöne Jägerin gesehen, mochte er seine fromme Frau gar nicht mehr leiden und er sann auf böses Beginnen. Als er aber einst wieder mit der Schönen im Walde zusammentraf und, sich vergessend, stürmische Minnewerbung begann, rief die Dame beleidigt: „Ei Herr Schott, Ihr habt ja bereits ein ehlich Weib und werbet um Liebe bei einem ehrsamen Fräulein."

„Würdest Du mich lieben und die Meine werden, wenn ich keine Frau hätte?" rief der liebestolle Ritter.

„Gewiß, Ihr seid ein stattlicher Mann, der wohl im Stande ist, einem armen Mägdlein das Herz zu stehlen," entgegnete sie schelmisch lächelnd.

Da keimte in des Edelmanns Herz ein böser Entschluß auf. Tief im Walde hatte einer seiner Knechte, der vordem ein schlechtes Leben geführt, eine Einsiedelei errichtet, um durch ständiges Gebet seine Sünden zu büßen. Zu diesem gieng jetzt Herr Schott.

„Bruder Veit,“ sagte er, „Du weißt, daß Dich mein Mitleid der weltlichen Gerechtigkeit verborgen hält, da Dein Leben ja längst verwirkt ist. Willst Du auch ferner sicher sein, so thue, was ich Dich heiße. — Morgen schicke ich mein Weib her, und die sollst Du tödten und im Walde begraben.“ Der Alte erschrack ob dem furchtbaren Ansinnen, doch stellte er sich willig und versprach zu handeln nach des Herrn Befehl.

Als aber am andern Tage die Edelfrau auf ihres Gemahls Geheiß arglos bei der Klause des Waldbruders erschien, theilte er ihr Herrn Schotts verruchten Plan mit und versteckte sie tief im Wald in einer Felsenhöhle.

Bald darauf wollte der Ritter von Hohenrode mit der schönen Bosensteinerin Hochzeit halten und Alles rüstete sich zum glänzenden Feste. Aber mitten im froheſten Gewühl erschien der alte Siedler mit des Ritters rechtmäßigem Weibe und rief zürnend: „Hier ist Deine Gemahlin, feiger Mörder, sie lebt und vergiebt Dir.“ — Jedermann kannte die todtgeglaubte Brigitte, und von Reue zerknirscht floh Herr Schott in die weite Welt, seiner Gemahlin alle Güter überlassend. Diese that viele Werke der Barmherzigkeit und ist nachher eine berühmte Heilige geworden. —

Hachberg.

Eine Stunde vom Städtchen Emmendingen entfernt liegt das Schloß Hachberg, darauf einst eine Seitenlinie der Markgrafen von Baden saß und von hier aus die Markgrafschaft Hachberg regierte.

Die Burg Hachberg ist vielleicht eine der ältesten des Landes, aber ihre ersten Zeiten umgiebt ein nächtiges

Dunkel. Ein Hacho, der wilde Hach, der im Niebelungenlied als ein Fürst im Breisgau genannt wird, ist vielleicht ihr Erbauer.

„Da setzt' er Hachen zum Landesherrn an den Rhin,
Er gab ihm zum Weibe eine edle Herzogin;
Zu Brisach auf der Festen hat er die Fraue zart,
Mit ihr hat er einen Sohn, der hieß Eckehart."

Aber die sagenhafte Geschichte von Hacho dem Harlungerfürst, der mit den Wölflingen unter Dietrich von Bern gegen den Kaiser Ermanrich gefochten haben soll, greift bis zur großen Völkerwanderung zurück. Auch zu den Zeiten des großen Kaisers Karl erscheint unter seinen sagenhaften Helden wiederum Hacho der Harlunge.

Erst zu Ende des zwölften Jahrhunderts tritt in der Geschichte ein Markgraf von Hachberg auf und zwar ist dies Heinrich I., der Sohn jenes tapferen Markgrafen Herrmann von Baden, der als Kreuzfahrer mit dem Kaiser Rothbart nach dem heiligen Land gezogen ist und zu Antiochien starb. Die Markgrafschaft Hachberg ist also schon in uralten Zeiten badisches Land gewesen und durch Erbtheilung an einen jüngeren Sohn gekommen, welcher der Stammvater eines edlen Hauses wurde, das, in verschiedene Linien getheilt, lange Jahrhunderte hindurch fortblühte, bis nach seinem Erlöschen das Land und Alles, was im Laufe der Zeit dazu erworben wurde, wieder an Baden zurückfiel.

An die alte Burg knüpfen sich auch verschiedene Sagen von vergrabenem Geld und Geldeswerth, welches eine weiße Jungfrau behütet, die erst erlöst wird, wenn ein glückliches Sonntagskind den Schatz aus der Tiefe hebt.

Einem Hirtenbuben ist dort einmal ein sonderbarer Spuck begegnet. Er kam an einem Sonntag Nachmittag auf die Burg und erblickte durch eine Mauerspalte zwölf

vornehme Herren, die sich beim Kegelspiel belustigten. Als sie den Buben bemerkten, winkten sie ihm und er mußte die Kegel aufsetzen. Wie sie aber, ohne ein Wort zu sprechen, lange Zeit gespielt hatten, erhielt der Hirte drei Goldstücke als Lohn und im Augenblick war um ihn her finstere Nacht, so daß er höchlich darüber erschrack. Wie es aber vor seinen Augen wieder licht und hell wurde, waren die Männer, der rothe Saal und Kegelspiel verschwunden und er befand sich draußen vor dem Schloß. Doch hatte er die drei Goldstücke, die eines sehr alten Gepräges waren, noch in den Händen. Alles spätere Suchen nach dem rothen Saale war aber umsonst.

Lichtenthal.

Am Ende der großen Badener Allee liegt das heute noch bestehende Kloster Lichtenthal, welches schon vor langen Zeiten von den Badener Markgrafen gegründet wurde. Dort zeigt man dem Besucher ein Marienbild, das einstens in schwerer Zeit vor Raub und Brand eines wilden Feindes geschützt hatte.

Als die Franzosen ehemals brennend und sengend am Rheine vordrangen, um auf Befehl ihres Königs das Land in eine Wüste zu verwandeln, kamen sie auch nach Lichtenthal und erwarteten in dem reichen Kloster gute Beute. Rechtzeitig war die Abtissin gewarnt worden und verbarg in geheimen Gewölben die Reliquien und Kostbarkeiten, beschloß auch mit den Nonnen vor Ankunft der Feinde zu entfliehen. Aber ehe sie dazu kamen, stürmte schon die wilde, raubgierige Horde vor die Pforte.

Angst und Schrecken verbreiteten sich, lautes Wehklagen hallte durch die Gänge und Säle des Klosters. Jammernd umgaben die Nonnen ihre Oberin. Diese allein blieb ruhig und unerschrocken.

„Betet zur heiligen Muttergottes, sie wird uns nicht verlassen," sagte sie und hing den Schlüssel zur Pforte dem Marienbild an die Arme. Indessen man außen schon lautes Toben und den Wiederhall der Axtschläge vernahm, betete sie also vor dem Heiligenbild:

„Gebenedeite Mutter unsres Herrn und Heilands! Verlasse nicht Deine armen Dienerinnen in der höchsten Gefahr. Beschütze uns und Dein schönes Gotteshaus vor der Entweihung durch die entmenschten, frechen Horden."

Sie hatte kaum ihr Gebet vollendet, als die ersten Franzosen unter Lärm und wüstem Geschrei in die Kirche eindrangen, aber welch' ein Anblick bot sich ihnen hier dar: Vom Altar herunter stieg die Muttergottes; vom himmlischen Glanz umstrahlt gieng sie den Kriegern entgegen. Zürnenden Blick's drohte sie mit der aufgehobenen Rechten, darin sie den Schlüssel hielt.

Von jähem Schrecken erfaßt, flohen die Soldaten zurück und stunden nicht eher still, bis sie das Kloster weit hinter sich hatten und nichts mehr davon sahen.

So hatte die Muttergottes der Abtissin Bitte erhört, und das Kloster blieb von den wüthenden Franzosen verschont. Diese zogen nachher aus der Gegend und kamen nie mehr nach Lichtenthal. Die Nonnen aber verehrten das wunderbare Heiligenbild bis auf den heutigen Tag.

Das Mühlenbild bei Baden.

Wer von Baden aus über Lichtenthal und Beuren nach Gernsbach geht, sieht da, wo die neue Straße nach dem Ebersteiner Schloß abzweigt, einen steinernen Bildstock stehen. Die Gegend dort herum heißt man das Mühlenbild und selbige ist gar ein verrufenes Waldrevier. Einst giengen zwei Männer aus Beuren vom Gernsbacher Jahrmarkt nach Hause zurück. Der Tag leuchtete ihnen nicht mehr durch die Waldfinsterniß, wohl aber das rothe Eberblut, das sie zu Gernsbach getrunken, maßen es namentlich dem Einen sehr stark in den Kopf gestiegen war. Dieser zog in hellem, weinfröhlichem Übermuth gerade, als sie am Mühlenbild vorbei giengen, sein Dolchmesser heraus, fuhr wild damit in der Luft herum und rief, daß die Wälder ein lautes Echo brummten: „Jetzt wollt' ich's mit allen Teufeln aufnehmen, so viel Muth hat mir der gute Wein gemacht.“

Der Andere, der noch nüchterner war, rief ihm zu, doch keine so verwegenen, herausfordernden Reden mehr zu thun an einem so verrufenen Platz. Aber es war schon zu spät, in der Waldung gegen den hohen Merkuriusberg hin erklang ein lautes, höhnisches Gelächter und durch das Gebüsche kam's wie hundert Pferde angetrabt. „So ficht mit uns, Du elender Wurm!“ rief eine entsetzliche Stimme. Der Mann that einen furchtbaren Schrei und dem Andern standen alle Haare zu Berg, wie er sah, daß sein Begleiter wohl drei Schuh über dem Boden die Straße dahin fuhr. Laut jammernd rannte er ihm nach; denn er konnte die drei Teufel nicht sehen, welche diesen davon trugen. Als aber sein Kamerad immer schneller dahin fuhr, so daß er ihm nicht mehr nachzukommen vermochte, blieb er endlich stehen und rief erschöpft

aus: „Seppele, ich kann Dir nicht mehr folgen, geh' in Gottes Namen, wohin Du mußt.“ Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als sein Begleiter vor ihm auf der Straße stand, aber wie! Am Hals hatte er etliche blaue Mäler und man konnte ganz deutlich die eingedrückten Krallen des Bösen sehen, während er am Kopfe so zerschlagen war, daß er im ganzen Gesicht keine gesunde Stelle mehr hatte. Er zitterte am ganzen Leibe und erholte sich nur langsam. Dann erzählte er, wie ihn drei Teufel davon geführt und geplagt und geschlagen hätten. „Das hätte eine böse Himmelfahrt geben können,“ meinte der Andere. Aber Seppele gieng selbige Nacht noch in die Kirche, um Gott für seine Rettung zu danken.

Die Erdweiblein zu Oberbeuren.

Zu Oberbeuren steht ein großer Fels, der heißt der Küchenfelsen; denn ehedem hatten dort Erdweiblein im tiefen Berg ihre Wohnung und in dem Felsen ihre Küche. Nahe am Fels steht ein Häuschen, darin ein armer Mann mit seinem Weibe und seinen Kindern lebte. Die Frau stand eines Mittags hinter der kleinen Wohnung, als sie plötzlich eine Stimme hörte, welche aus dem Felsen zu kommen schien und ihr zurief:

„Kommt her ihr Armen
Eßt auch von dem Warmen.“

Sie sah sich um und erblickte am Felsen eine noch nie gesehene Thüre, darunter ein kaum ellenlanges Weiblein stand, welches ihr die Worte zugerufen hatte.

„Komm mit liebe Frau,“ sagte die winzige Person wieder, „weil wir doch Nachbarinnen sind, will ich Dir meine

Wohnung zeigen. Es ist eben gekocht und Du sollst mit mir zu Mittag essen.“ — Da folgte die Frau, welche erst nicht wenig erschrocken war, dem kleinen Weiblein durch die Felsenthüre ins Innere. Zuerst kamen sie in die Küche, diese strahlte förmlich von silbernem und goldenem Geschirr; besonders gut gefiel ihr der große ganz aus reinem Gold gearbeitete Herd. An einem silbernen Tische speisten sie hierauf und begaben sich nachher in das Innere der Wohnung, wo noch mehr Pracht und Herrlichkeit zu schauen war. Wie in Salomons Tempel waren die Wände mit eitel Gold getäfelt und die Platten des Fußbodens bestanden aus blankem Silber. Die Betten und Bettvorhänge waren aber aus der feinsten Seide gemacht. —

Nachdem sich die gute Frau an dem fabelhaften Reichthum und all der Pracht und Herrlichkeit satt gesehen, führte sie das Erdweiblein in ein weniger reiches Gemach. „Das ist unsere gewöhnliche Wohnstube, darin sind meine Schwestern,“ sagte es und machte die Thüre auf. Wirklich saßen da wohl noch zwanzig Erdweiblein bei fröhlichem Sang und Spiel und hießen die Frau willkommen. Sie verweilte denn auch ziemlich lange, und als sie zurück kam schimpfte ihr Mann nicht wenig wegen ihrem langen Ausbleiben. Wie sie ihm aber erzählte, was sie erlebt, da wollte er's nicht glauben, bis sie die reichen Geschenke zeigte. Denn jedes der Erdweiblein hatte ihr zum Abschied ein Goldstück geschenkt und dasjenige, welches sie hereingeführt, einen köstlichen goldenen Becher. Also ward der arme Mann zumal ein reicher Bauer geworden; denn er kaufte für das Geld Äcker und Wiesen nnd hielt Knechte und Mägde. Die Erdweiblein aber giengen von da oft in seinem Hause aus und ein und pflegten freundlichen Verkehr mit ihm und seiner Familie. Das ist aber Alles schon lange her und jetzt kommen sie nicht mehr.

Die Gründung des Klosters Wittichen.

Hinter Schenkenzell im Kinzigthal erstreckt sich links in's Gebirge hinein ein waldiges Thal, welches schon in alter Zeit „Das Thal zu den grünen Widechen" genannt wurde. Im hintersten Thalwinkel, blühte einst dort das Kloster Wittichen, dessen Entstehungsgeschichte so ganz anders ist, als die der meisten anderen Klöster. Während der größte Theil dieser Stiftungen von reichen Edelleuten, Herzogen, Königen und Kaisern gegründet wurden, verdankt Wittichen seine Entstehung einer armen aber gottbegeisterten Nonne, die selber nichts hatte, wo sie das Haupt hinlegen konnte. Unweit von der alten Burg Wagodenstein, deren letzte Trümmer längst vom Erdboden verschwunden sind, kam um das Jahr 1290 Lintgart als Töchterlein armer eigener Leute zur Welt.

Schon in ihren frühesten Kinderjahren soll sie gar große Anlagen zu einer Heiligen gezeigt haben, maßen auch erzählt wird, daß sie als kleines Mägdlein durch inbrünstiges Gebet einen armen Mann befreite, den die rauhen Knechte aus der Burg Wagodenstein in Eisen gelegt hatten. „Du gutes Kind bist von Gott dazu bestimmt, der sündigen Menschheit ein Beispiel zu geben," hatte der alte Mann dankend zu seiner jungen Befreierin gesagt und von dieser Zeit an war das fromme Klosterleben des Mägdleins einziger Wunsch. Im Gotteshaus der Renerinnen zu Oberwolfach fand sie bald nachher Aufnahme. Als aber acht Jahre nach ihrem Eintritt das Kloster aufgehoben wurde, begannen böse Zeiten für die fromme Schwester. — Und doch in diesen Tagen der höchsten Noth wurde ihr im Traume beteutet, ein eigen Gotteshaus für vierunddreißig Schwestern zur Erinnerung an des Heilands vierunddreißig Lebensjahre zu gründen. —

Da zog sie aus, für ihren Zweck Almosen zu sammeln und gieng zuerst nach Schiltach, wo die Herzogin von Teck wohnte, die ihr sehr in Gnaden gewogen war. Aber die hohe Frau lachte ob der Schwester gar zu schwierigem Unterfangen und gab ihr spottweise sieben Heller. Doch unverzagt zog Lintgart weiter und bat die Herren von Geroldseck auf Schloß Schenkenzell um Überlassung des öden Winkels im Thal der grünen Widechen," darauf sie nun mit Hülfe mitleidiger Nachbarn ein unscheinbar, armseliges Klösterlein errichtete. Aber die unermüdliche Nonne unternahm eine Bettelfahrt nach der andern und nachdem sie in der reichen Stadt Straßburg durch der dortigen Leutpriester Fürsprache große Schätze gesammelt, unternahm sie die Reise ins Helvetierland, wo zu Königsfelden die Königin Agnes von Ungarn, des an jener Stelle erschlagenen König Albrechts Tochter, ein neues Kloster gestiftet hatte. Auf der weiten Reise wurde sie bei Thiengen im finstern Walde von Räubern angegriffen, aber ihre begeisterte Rede erhielt ihr nicht nur das Leben sondern bekehrte die Sünder zum besseren Wandel. Auch die ungarische Königin soll sie reich beschenkt haben, und ihr Kloster hat bis zu Anfang unseres Jahrhunderts bestanden.

Der Köhler von Zähringen.

Im tiefen Walde lebte vor Zeiten ein Köhler, der fand einst, wie er einen ausgebrannten Kohlenmeiler wegräumte, im Schutt einen schweren Klumpen Goldes. Sorgsam grub er nun auf dem Platze mit Spaten und Hacke und hob einen großen Schatz, welcher schon Jahrtausende in der Erde lag.

Um jene Zeit aber saß im Rheinthal auf dem Kaiserstuhl in Armuth und Dürftigkeit ein vertriebener Kaiser mit seiner Gemahlin und einer wunderschönen Prinzessin Zu diesem gieng der Köhler mit dem Golde.

„Mein hoher Herr und Gebieter,“ redete er den Kaiser an, „verschmäht nicht die Gabe, welche Euch ein niederer Knecht anbietet. Seht diesen Schatz hab' ich im Walde gefunden; er wird hinreichen, um soviel Leute zu werben, daß Ihr Euer Reich und Thron wieder erlangen könnt, wovon Euch arge Tücke und böse List verdrängte.“

„Du bist ein wackerer Bursche,“ entgegnete der Kaiser, „und wahrhaftig ein getreuerer Vasall als die stolzen Ritter und Grafen, welche mich im Unglück verließen und meinen Feinden anhiengen. — Wir wollen versuchen ihre Macht zu brechen.“

Also warben sie ein großes Heer und an der Spitze ritt der Köhler und eiferte seine Krieger durch gutes Beispiel so zur Tapferkeit an, daß sie überall Sieger blieben, und in weniger als einem Monat war der Kaiser wieder in seinem Rechte, bestrafte die Verräther und machte den tapfern Köhler, der ihm wieder zu seinem Throne verholfen, zum Herzog von Zähringen und vertraute ihm die Regierung des oberen Landes an. Er baute die Burg Zähringen im Breisgau und erhielt nachmals des Kaisers wunderschöne Tochter zur Frau und ward so der Stammvater eines ruhmreichen Geschlechtes.

Das ist die Sage von dem Köhler von Zähringen.

Burg Rötteln über der Wiese.

Im Wiesenthale liegt in einer herrlichen Landschaft über grünem Rebhügel die zerstörte Burg Rötteln, von welcher unser vaterländischer Dichter in seiner wunderlieblichen, allemannischen Mundart singt:

Siesch dört vorne 's Röttler Schloß — verfallene Mure!
In vertäfelte Stube, mit goldene Liste verblendet,
Hen sust Fürste gwohnt, und schöni fürstligi Fraue,
Heren und Heregsind, und d'Freud isch z'Röttle deheim gsi.
Aber ietz isch Alles still. Undenkliche Zite
Brenne kei Liechter in sine verfallene Stube,
Flackeret kei Füür uf siner versunkene Füürstett,
Goht kei Chrueg in Cheller, kei Züber abe an Brunne.
Wildi Tube niste dört uf mosige Bäume.

Es ist wahr, was Hebel singt, die goldene Sonne und die Wetterwolken schauen von oben in den Rittersaal, darin einst die Freiherrn von Rötteln und die mächtigen Markgrafen von Hachberg und Sausenberg mit ihren Gästen fröhlichen Becherlupf gethan und getafelt hatten.

Auf den Trümmern der Burg erscheint oft in heitern Nächten eine weißgekleidete Jungfrau, welche einen ungeheuern Schatz behütet. Einst winkte sie einem jungen Burschen, der vorbeigieng, aber der floh furchtsam, so schnell ihn seine Füße trugen; wäre er ihr gefolgt, so hätte sie ihm vielleicht den Schatz gezeigt.

Auf dem Burghof sah einst im hellen Sonnenschein ein junger Mensch eine ungeheure Schlange liegen, die ihn, als er erschrocken davon eilte, bis in's Thal hinab verfolgte. Durch einen kühnen Sprung in die Wiese rettete er sich auf das jenseitige Ufer; denn das Ungeheuer

konnte ihm dorthin nicht folgen, weil jenes Gebiet nicht mehr zu seinem Revier gehörte.

Oefters sah man in früheren Zeiten zur mitternächtigen Stunde feurige Drachen aus der Ruine fahren. Auch tobt der wilde Jäger Habsberg durch die Thäler und Waldungen und verschwindet mit seinem ganzen Gefolge in den Mauertrümmern von Rötteln.

Der Holzhauer von Egerten.

Im Walde bei Egerten liegt aus grauer Heidenzeit eine große Stadt vergraben, die ehemals ihrer gottlosen, sündhaften Einwohner wegen versank.

Dort hat einmal ein armer Holzhauer an einem schönen Wintertag gearbeitet, als er um die Mittagszeit ein schlank gewachsenes Weib mit einem Korbe auf dem Kopf auf sich zukommen sah.

In der Meinung es sei seine Frau, die ihm das einfache Mittagsmahl bringe, rief er ihr freundlich Grüßgott entgegen. Aber kaum hatte er das Wort gesprochen, so warf das Weib den Korb fort und floh ein Stück weit und verschwand plötzlich in den Erdboden hinein. Erschrocken und doch neugierig eilte der Mann auf den zurückgebliebenen Korb zu und fand denselben voll zerbrochenen Porzellangeschirres. Da die Stücke so schön glänzten und überdies noch fein bemalt waren, so packte er sie alle ein, um dieselben seinen Kindern als Spielzeug mitzubringen. Wie hoch und freudig erstaunte er aber Abends, als er statt der Porzellanscherben eitel funkelnde, glänzende Goldstücke in der Tasche trug. Jetzt erkannte er, daß die Frau

mit dem Korbe ein Geist aus der versunkenen Stadt gewesen sei. Der arme Holzhauer ist durch den Schatz, den er weislich anlegte und vermehrte, ein wohlhabender Mann geworden.

Der Jungfernbrunnen im Wiesenthal.

Unweit dem Rötteler Schloß im Dorfe Steinen stand vor Zeiten eine alte Burg, darin ein strenger Ritter mit seiner Frau und einer einzigen Tochter lebte.

War der alte ein Plagegeist und Leuteschinder, der seine Leibeigenen Bauern quälte, wo und wie er konnte, so trieb's das Jüngferlein nicht viel besser. Wenn die Alten nichts mehr wußten, womit sie die Leute plagen konnten, so hatte das zimpferliche Töchterlein noch tausend Bedürfnisse, welche ihre Untergebenen befriedigen mußten. Wenn sie Sonntags zur Kirche gieng, mußte man erst den ganzen Weg mit sauberen, gehobelten Brettern belegen.

Einst aber, als sie über den Kirchhof gieng, stand ein eisgrauer Mann am Wege, der sie anredete:

„Jüngferlein, Jüngferlein mit diesem Platze soll man keinen Scherz treiben; es kommt eine Zeit, wo Du die Schuhe nicht brauchst, wenn sie Dich hierher tragen."

Darauf verschwand er; doch das hochmüthige Fräulein, ließ am selbigen Tage noch einen Boten nach Basel reiten, der mußte vom feinsten Wollstoff kaufen, und mit diesem belegte sie am nächsten Sonntag den Weg zur Kirche.

Aber kurze Zeit darauf starb ihr Vater und Mutter und nach Jahr und Tag lag sie selber auf der Todtenbahre. Doch duldete sie die Erde nicht und am Tage nach dem Begräbniß lag der Sarg wieder oben auf an

der Kirchenthüre. Da hob man denselben auf einen Wagen, daran wurde ein Ochs gespannt und dieser lief alsbald mit der Last auf den waldigen Häfnetbuck und warf den Sarg in den tiefen Brunnen. Dort wohnt nun des Ritters Töchterlein.

An sonnigen Tagen steigt sie oft hervor und sitzt am Rande der Quelle, wo sie ihre goldblinkenden Haare kämmt. Böse Menschen, die vorbeigiengen, hat sie schon in den kühlen Brunnen hinab gezogen, also daß man nichts mehr von ihnen sah oder hörte. Auch wer unsauber und ungekämmt am Quell vorbeigeht, den taucht sie unter und wascht ihn mit grobem Strohbund oder kämmt ihn mit so spitzigem Kamme, daß ihm das Blut über's Gesicht herabläuft.

Hebel hat diese Sage in einem prachtvollen Gedichte, „die Häfnetjungfrau,“ beschrieben.

Andere haben früher behauptet, die Häfnetjungfrau sei nicht die Tochter eines Ritters, sondern eine Wassernixe, die seit unvordenklichen Zeiten in der Quelle wohne.

Hohenkrähen im Höhgau.

Nicht weit vom Hohentwiel, der durch unseren vaterländischen Dichter Scheffel in der ganzen Welt bekannt wurde, liegt auf noch steilerem Bergkegel die Burgruine von Hohenkrähen. Schroff und keck in fast unerreichbarer Höhe liegt das Krähennest dort oben, darin der neckische Burggeist Poppele sein Wesen treibt, welcher übrigens im ganzen Höhgau spuckt; denn sein Revier ist groß, und es giebt wenig Ortschaften dortlands, darin er nicht schon erschienen wäre. Klein und schmächtig, wie bei Lebzeiten

tritt er auf. Denn der Kobold des Höhgaus war ehedem ein Mensch, der Fleisch und Blut hatte.

Herr Poppolius Maier saß als Burgvogt vor langen Jahren auf dem Krähen und hütete Schloß und Gut mit großem Eifer. Trank auch mit fröhlichen, fahrenden Gesellen gar manchen Becher kühlen Weines und übte eine weitberühmte Gastfreundschaft. Einst kehrte zu später Stunde der Abt von Sankt Gallen mit etlichen Dienern auf Hohenkrähen ein und sprach den Vogt um ein Nachtlager an.

„Kommt nur, Herr Abt; Ihr sollt mir willkommen sein!" sagte Poppolius. „Die Herren Aebte sind Kenner und wissen einen guten Tropfen zu würdigen. Ihr werdet Euch verwundern ob dem Tränklein, welches ich Euch vorzusetzen gedenke."

Also kam der geistliche Herr in die Burg und trank mit Herrn Poppolius eine Flasche um die andere von dem guten Rothen, der droben an der sonnigen Halde bei Meersburg gereift war. Und wie Beiden der Wein zu Kopfe stieg, da fiengen sie Zank und Hader an, und die Sache nahm ein böses Ende. Der Abt, wenig bedenkend, was er seinem gastfreundlichen Wirthe schuldig, fing an, den Poppolius seines kleinen, schmächtigen Wuchses wegen zu verspotten. „Ihr seid ja eigentlich ein elendiger Wicht," sagte der geistliche Herr. „Wäre der übermäßig große Kopf nicht, so würde Euere ganze Figur gar leicht durch ein mittelmäßiges Nadelöhr gehen."

„Verfluchter Pfaffe", fuhr da Poppolius auf. „Ich will Euch lehren, was es heißt, einen Rittersmann beleidigen. Ich will Euch mit Wasser und Brot solange füttern, bis Ihr so mager werdet wie eine Vogelscheuche, die der Bauer in den Acker stellt." Und er rief seine Knechte, die banden den Abt und warfen ihn trotz seines

Widerspruchs und Flehens in einen tiefen Kerker, darin er nur Molchen und Kröten zu Schlafkammeraden hatte. Hier mußte er viele hungrige Wochen verleben, bis er so elendiglich aussah wie ein alter Judengaul. Da war des Burgvogts Rache gestillt und er ließ ihn ziehen. Aber der Abt sprach über Poppolius einen furchtbaren Fluch aus, so daß er bald darauf ein jähes Ende nahm. Doch fand er im Grabe keine Ruhe, sondern spuckt und geistert schon viel hundert Jahre lang. Und jeder Höhgauer kennt den neckischen Poppele.

Der Poppele von Krähen.

An einem mondhellen Herbstabend fuhr einst vor vielen Jahren der Müller von Radolfszell vom Möhringer Markt nach Hause. Wie er im scharfen Trab am Hohenkrähen vorbeifuhr, stand plötzlich ein Mann am Wagen und bat ihn eindringlich: „Laßt mich doch mitfahren bis Singen; denn ich soll dort den Doktor holen, mein Kind hat ein Fieberlein bekommen.“ Der Müller war ein gutmüthiger Mann und dachte: Du kannst ihn ja mitnehmen, er wird Dir Deine volle Geldgurte nicht abjagen, obgleich er bei der Dunkelheit nicht am ehrlichsten aussieht.“

Also hieß er den Mann hinten auf den Wagen sitzen und fuhr in rasendem Galopp die Straße dahin. Nur von Zeit zu Zeit sah er nach dem Fremden zurück, der ihn beständig mit scharfen Blicken beobachtete. Dann griff er wieder nach seiner Geldgurte um sich zu überzeugen, ob das theure Gut noch sein eigen sei. Als aber nach einer Viertelstunde die Pferde langsamer zu gehen anfingen,

gedachte er mit seinem Gaste ein instruktives Gespräch anzuknüpfen. Aber der Fremde antwortete nicht auf seine Fragen, so höflich sie auch immer gestellt waren, sondern blickte ihn beständig mit stieren feurigen Augen an. Da griff der Müller wiederum, wie von ungefähr nach seiner Geldgurte und fand diese zu seinem größten Schrecken leer. „Herrgott im Himmel“, schrie er entsetzt, „jetzt hab' ich kein Geld mehr.“ Da erhob sich der Fremde von seinem Sitze. „Ihr werdet nie keins gehabt haben oder ihr habts verloren,“ sagte er mit schadenfrohem Lachen. „Nein, Ihr Galgenvogel! schrie der Müller. „Ihr habt mir's gestohlen; gesteht's nur und gebt mir's gutwillig heraus, oder der Teufel soll Euch holen.“

Aber wieder lachte der unheimliche Fremde und zwar diesmal so laut, daß es gar wundersam durch die stille Nacht schallte. Dies bestärkte den Müller in seinem bösen Verdachte noch und drohend schwang er der Peitsche Hintertheil gegen den Fremden. Dieser lachte wieder und deutete auf den Boden, wo man im Mondschein ganz deutlich einen blanken Thaler schimmern sah. Da stieg der beraubte Müller ab, las das Geldstück auf und fand wenige Schritte hinter dem Wagen den Zweiten liegen und weiter zurück den Dritten. Da fuhr er rasch nach Singen, stellte seine Pferde im Wirthshaus ein und gieng zurück seine Thaler zu suchen.

Der Fremde aber stieg herwärts des Dorfes vom Wagen, dankte und rief lachend, als er über den Straßengraben sprang: „Sagt Eurem Weibe, ihr hättet den Poppele geführt!“ Da graute es dem Müller gar sehr und des Wirthes Knecht mußte ihn zurück begleiten. Sein Geld fand er alles wieder. Der letzte Thaler lag da, wo er den Poppele auf den Wagen genommen hatte.

Die Linde zu Salem.

Schon lange vor Kaiser Friedrich dem Rothbart lebte am Bodensee ein reicher Herr, Ritter Guntram von Adelsreuthe. Ihm ward kein Sohn geboren und voll Gram sah er dem Erlöschen seines alten Hauses entgegen. Da kam ihm der Gedanke, zu sein und seiner Vorfahren Seelgerette ein Kloster zu stiften. So gründete er zu Salmannsweiler die Cistercienser-Abtei, die später von den Mönchen Kloster Salem genannt wurde. Im Hofe des jungen Gotteshauses pflanzte der alte Herr einen Lindenbaum. „Wachse und gedeihe zarte Pflanze, wie meine junge Stiftung," sprach der Ritter. „Und wenn dereinst der letzte der Brüder meines Klosters in's Grab sinkt, so magst auch du fallen, morsch und alt ein Baumriese aus vergangenen Jahrhunderten."

Die Linde wuchs, grünte und blühte und es ward mit der Zeit ein mächtiger Baum daraus, und auch das Kloster gedieh zu Macht und Reichthum und Ansehen.

Zu Zeiten des großen Rothbart predigte dort im Schatten der Linde, Frowin der fromme Bruder gegen der Sarazenen Ueberhandnahme im heiligen Land, und mancher wehrhafte Edelmann ließ sich von dem begeisterten Mönche das Kreuz auf den Waffenrock heften und zog mit dem Heere des Heldenkaisers gegen die Ungläubigen.

Viele Jahrhunderte hindurch blühte Adelsreuthes Kloster und seine Linde im Hof.

Der alte Baum sah manches gute Werk und manche Schandthat begehen. Nicht immer tönte dort der frommen Brüder Psalmsingen und Gebet — gar öfters drangen im Laufe der Zeiten wilde Kriegshorden zerstörend in das Heiligthum ein. Besonders zur Zeit des dreißigjährigen

Krieges haben die kaiserlichen und schwedischen Kriegsvölker an des Bodensees lieblichen Gestaden sehr übel gehauset.

Doch der Lindenbaum überdauerte all' die schweren Schläge, womit das Schicksal das Kloster heimsuchte. Erst im Jahr 1855, als der letzte Ordensbruder, der sechsundachzigjährige Pfarrer Hapt das Zeitliche mit dem Ewigen verwechselte, stürzte auch der morsche Lindenbaum zusammen. Und somit war des ritterlichen Stifters Prophezeiung in Erfüllung gegangen.

Küssenberg im Klettgau.

Auf dem letzten jener Kalksteinhügel, die als Ausläufer des hohen Randen den Klettgau der Länge nach durchziehen, liegen die mächtigen Trümmer der alten Landgrafenburg mit dem minnefröhlichen Namen.

Nach dem frühen Erlöschen der Grafen von Küssenberg haben viele stolze Geschlechter dort oben gehaust, bis das Schloß an die schwäbischen Grafen von Sulz kam, welche es bis zu seinem Untergang im dreißigjährigen Kriege behielten.

Zur Zeit des Bauernkrieges lebte dort Graf Rudolf von Sulz, der Landgraf im Klettgau, ein gewaltthätiger Mann, der seine Unterthanen drückte und quälte auf mannigfache Art.

Im Jahr 1525 erhoben sich die Bauern, durch ihre Stühlinger Nachbarn ermuntert, gegen den Tyrannen, aber beim Heidenschlößchen schlug sie der Graf mit Hilfe einer Schaar österreichischer Söldner.

Nach Rudolfs Tod verbreitete sich die Sage, der harte Mann finde im Grabe keine Ruhe, sondern müsse

zur Strafe für die Bedrückung seiner Bauern auf dem Schlosse alle Nacht umgehen bis auf den jüngsten Tag.

Graf Rudolf von Sulz.

Die Waldvögel singen Maienlieder,
Die Fluren prangen im Frühlingskleid,
Doch oben im Küssenberger Schlosse
Dort ist es so öd und traurig heut!

Dort ringt der Landgraf mit dem Tode,
Der harte, der jüngst so wuthentbrannt
Im grausigen, wildwüthigen Kampfe
Verzweifelte Bauern überwand.

Stumm hörten die Armen den Tod des Tyrannen,
Der sie grausam getrieben in Elend und Noth,
Der sie schund und drückte und plagte;
Kein Einziger betete: Gnade Dir Gott. —

Es sank in Trümmer das Schloß des Grafen,
Von Brand und Sturm und Wetter zernagt,
Nur graulich noch auf dem kühnen Hügel,
Vom Falken umkreist, die Ruine ragt.

Wenn aber zur mitternächtigen Stunde
Der Mond hoch oben am Himmel steht,
Auf den schwarzen, geborstenen Mauern
In schimmernder Rüstung ein Ritter geht.

Er schreitet langsam über die Trümmer,
Er stützt sich müd auf sein blitzendes Schwert.
Die Eulen klagen ihm hoch zu Häupten,
Der Nachtwind über die Wälder fährt.

Dann steht er lange und starrt hernieder
Aufs nächtliche Thal und ruft hinab:
„O wehe, o weh! wann werde ich finden
Die längst ersehnte Ruhe im Grab?“

Doch wenn der Morgen den Himmel röthet,
Wenn die Vögel erwachen im Hain,
So steigt der Geist von den Mauern hernieder
Und geht in die alten Gewölbe hinein.

Ein Lied vom Schlosse Küssenberg.

Sieh', die Ruine Küssenberg
Erglänzet im Mondenschein!
Sie lugt so grau, so gespenstig zu Thal,
Wie ein alter Leichenstein.

Ein Leichenstein über begrabener Freud';
Auch Kummer dabei wird sein! —
Willst Du hören, es fällt aus alter Zeit
Mir davon ein Geschichtchen ein?

Herr Heinrich war ein edler Graf,
Berühmt und beliebt im Gau;
Des Grafen Habsburgs Töchterlein,
Die Liebliche war seine Frau.

Und glücklich sind sie! — Doch ein Jahr
Ist kaum vorbei, und schau:
Herr Heinrich liegt auf der Todtenbahr! —
Im Kloster endet die Frau. —

Nun Beide im Grabe — doch die Burg
Blickt stolz ins Klettgauthal.
Der Wald steht grün und Dorf und Au
Erglänzen im Sonnenstrahl.

Aber die Erben! — Potz Teufel, die,
Die schlugen sich manches Mal;
Denn Jeder wollte das stolze Schloß,
Dazu das herrliche Thal.

Sie schlugen sich schwer und haben doch
Sich gütlich verglichen am End! —

Herr Heinrich ruhte sanft und gut,
Sonst hätt' er im Grab' sich gewend't. —

„Gieng's stets so traurig auf Küssenberg?"
So fragst Du mich. — O nein!
Willst Du hören, es fällt zur Stund
Mir noch was anderes ein:

War droben ein lustiger Schloßhauptmann,
Der Landgraf fern im Streit;
Da erklang auf der Burg viel Liedergetön
In feuchter, weinseliger Zeit.

Solch lustig Leben ward alsobald
Im ganzen Lande kund,
Und mancher fröhliche Rittersmann
Kam zu der Sängerrund! —

Und Manchem hat, so spricht die Sag',
„Der Willkumm so gemundt",
Daß er nach fröhlichem Trinkgelag
„Das Pett nit finden kunt!"

Die Lieder, im alten Stammbuch sind
Sie zu lesen, nicht lang und breit,
Nein kurz und bündig preisen sie
Den Wein und die Fröhlichkeit. —

Doch Freude im Leben entflieht so schnell. —
Die Burg gieng in Flammen auf,
Und heute liegt auf derselbigen Stell —
Ein trauriger Trümmerhauf.

Ihr sagt nicht, daß es schad drum sei.
Man baut sie auch nimmer auf. —
Einst stolzes Schloß — Ruine jetzt,
Das ist der Dinge Lauf.

Im Stammbuch des gastlichen, jovialen Schloßhauptmanns Krederer steht bei anderen Versen fröhlicher Gäste:

„Anno 1611 den 18. May auf dem Schlosse Küssenberg:

Nicasius Beyer von Edelbach
Hat ordlich schön verricht sin Sach,
Den Willekum getrunken auch,
Wie sich gebührt nach altem Brauch.
Dabei er sich also befund,
Daß er das Pett nit finden kunt!“

Werner von Altenburg.

Unterhalb des großen Rheinfalls liegt über dem Strom auf anmuthiger Hochebene das Dorf Altenburg, darin ehemals in einem stattlichen Schlosse die Beherrscher des Klettgau's residirten. Die Burg ist heute bis auf den Wall und Graben spurlos verschwunden.

Zu Anfang des elften Jahrhunderts lebte dort Herr Radebod Landgraf im Klettgau, so ein guter Fürst und kriegstüchtiger Mann war. Auf dem bischöflichen Stuhle zu Straßburg saß sein jüngerer Bruder Herr Werner, und daß er dort saß, war nicht so ganz gut; denn der streitbare Bischof hatte weniger Freude an geistlichen Übungen, als an fröhlicher Waffenhantirung und wildwüthigem Streit und Fehde. Sogar mit seinem Kaiser fing der geistliche Herr Händel an, und dieser bedrohte ihn einst mit einem mächtigen Heere, und es überkam den unerschrockenen Mann zum ersten Mal eine Furcht vor seinem Gegner. Da sandte er seinem Bruder dem Grafen Radebod eine große Summe Geldes. „Baue mir irgendwo eine feste Burg, darin ich sicheren Schutz finde, wenn einst das Kriegsglück mich verläßt,“ schrieb er dazu.

Da baute der Graf von Altenburg auf dem Wülpisberg im Aargau eine feste „Zarch,“ klein und schmal für wenig Krieger; er nannte sie Habsburg. Für die großen Summen Geldes aber, die ihm der Bischof gesendet, machte er sich den Adel des ganzen Landes dienstbar.

Wirklich mußte bald darauf Herr Werner als landflüchtiger Mann Straßburg verlassen und kam nach Altenburg zu seinem Bruder. Herr Radebod führte ihn bei Nacht und Nebel nach der Habsburg und wie sie den schmalen Thurm erstiegen hatten, sprach der Bischof:

„Herr Bruder, mir scheint, Du habest einen kostbilligen Maurer gehabt, da er Dir für so viel Geld nur einen so schmalen Thurm baute.“

„Warte bis am Morgen, Du kannst den Bau jetzt nicht übersehen,“ war Radebodos Antwort.

Wie aber am frühen Morgen der Bischof aus dem Thurm herabschaute auf das weite Land, erschrack er nicht wenig; denn so weit er blickte, gewahrte er nichts als Krieger zu Fuß und zu Pferd und er dachte nichts anderes, als der Kaiser habe sein Versteck ausgespürt und schon gab er sich verloren.

Aengstlich rief er seinem Bruder, aber dieser sagte ihm: „Das ist die Festung, die ich Dir erbaute, sie alle sind unsere Vasallen worden und bereit für uns zu kämpfen bis in den Tod. Ich denke wir werden jetzt sogar mit dem Kaiser ein kräftig Wort sprechen können.“

„Das hast Du klug gemacht,“ rief da der Bischof und gieng hinab, die vielen bewehrten Leute zu mustern und der kriegerische Mann hatte große Freude am Anblick des wohlgeordneten Heeres.

Der Kaiser aber, als er von des Bischofs großer Streitmacht erfuhr, zog es vor, Frieden zu schließen und setzte ihn wieder in alle seine Aemter und Würden ein.

Ein Sohn Radebod's zog nun nach der neuen Burg, nannte sich nach ihr Graf von Habsburg und ward der Stammvater des glorreichen österreichischen Kaiserhauses.

Das Fräulein von Weißenburg.

Was wollen wir aber singen?
Was wollen wir fangen an?
Wir singen vom Fräulein von Weißenburg,
Wie's seinen Herrn verlahn.

Altes Lied.

Im Klettgau liegen auf einem anmuthigen Hügel nicht weit vom Dorfe Erzingen entfernt die letzten Trümmer des Schlosses Weißenburg. Schon zur Zeit König Ludwigs des Deutschen beherrschten die Weißenburger den ganzen Gau und die Burg zählt wohl zu den ältesten des Landes. Sage und Volkslied wissen heute noch von ihrer Vergangenheit zu erzählen, während die Geschichte nur einzelne Namen des früh ausgestorbenen, mächtigen Geschlechtes aufzählt und vom Schicksal der Burg keinerlei Nachricht giebt.

Als der heilige Heinrich die deutsche Kaiserkrone trug, lebte dort Herr Ottram von Weißenburg mit seinem jungen Weibe. Aber die Freifrau liebte ihren zärtlichen Gemahl nicht; denn er war ihr gegen den eigenen Willen von einem strengen Vormünder aufgedrängt worden; trotzdem ihr Herz bereits dem schönen Grafen Friedrich von Flandern angehörte.

Darum blieb sie auch taub gegen die liebewerbende Freundlichkeit ihres Gatten, so daß dieser endlich durch ihr abstoßendes, rauhes Wesen tief betrübt, oft wochenlang im Gehölze herumschweifte und mit seinen Nachbaren dem Waidwerk oblag.

Da vergaß die junge Frau in ihrer trostlosen Einsamkeit Ehre und Pflicht und schrieb ein sehnsüchtig Brieflein an ihren Jugendgeliebten und klagte ihm ihr Unglück. „Komm' zu mir, Du Trost meiner Seelen, oder ich sterbe vor banger Sehnsucht", bat das treulose Weib.

Der Graf von Flandern war ein ungestümer Mensch; er kam und erschlug heimlich auf der Jagd den nichts Böses ahnenden Freiherrn. Aber wie der freche Mörder nachher kam, um die Wittwe zu freien, schlug aus heiterem Himmel ein Blitz in das hohe Gebäude, und das Feuer verbreitete sich so rasch, daß Niemand im Stande war, die Herrin zu retten, die also elendiglich verbrennen mußte.

Entsetzt floh der Graf davon, und das böse Gewissen verfolgte ihn sein ganzes Leben hindurch und trotz Bußen und Walfahrten erlebte er keine frohe Stunde mehr.

Bodmann am Bodensee.

In alten Zeiten lebte auf dem Schloß zu Bodmann ein junger Ritter, der faßte den Entschluß zu reisen so weit der Himmel blau sei, auf Abenteuer und wildwüthigen Kampf und Fehde aus. Darum verließ er eines schönen Morgens sein weinend Ehgemahl und sprach: „Ich reite in die weite Welt hinaus, denn vor mir liegt die Zeit und ein bewegtes Leben. Bin ich in sieben Jahren nicht zurück, so magst Du mich als einen Todten beweinen und einen Andern freien."

Da weinte die Frau noch mehr, aber der Ritter ritt dennoch fort. Er durchzog mit einem treuen Knappen alle Länder der Erde und unter wechselnden Schicksalen

verflossen die sieben Jahre, ohne daß er an die Heimreise gedacht hätte; obschon sein ehlich Gemahl sehnsüchtig sein begehrte und auch bedurfte. Denn sie war kaum mehr im Stande, die zudringlichen Freier abzuwehren, welche am Ende der sieben Jahre sich sehr zahlreich bei der betrübten Frau von Bodmann einstellten. An einem nebligen Herbstabend lag der Ritter, seinen Fahrten und Thaten nachsinnend, in einer verlassenen Felsenhöhle der Wüste Gobi-Schamo im fernen Asien. Wie er aber so träumerisch dalag und gleichsam Heerschau hielt über die Erlebnisse seiner Vergangenheit, stand auf einmal vor ihm ein winziger Zwerg, der in der Rechten einen großen Weinkrug daher schleppte. „Guten Abend, Herr von Bodmann," rief der Kleine dem erstaunten Ritter zu. „Seid willkommen in des Nebelmännleins Revier."

Erstaunt erhob sich der landfahrende Mann: „Woher weißt Du meinen Namen, kleiner Wicht?" —

„Ei wir sind ja Nachbaren," hub der Kleine wieder an. „Ich bin der Nebelmann vom Bodensee und halte hier in dem ruhigen Revier mein Nachtlager mit der Nebelfrau und dem ganzen Gesinde. Denn es läßt sich da viel besser schlafen, als in des Höhgau's fröhlichem Gefilde, wo oft die muntern Burschen und Dirnen die halbe Nacht hindurch singen und jauchzen. — Aber Neuigkeiten hab' ich Euch zu berichten, die Euch wenig Freude machen werden. — Heute sind die sieben Jahre um, die ihr zu wandern gedachtet und morgen hält Euer Weib, welches vergeblich Eurer Heimkehr harrte, Hochzeit mit einem edlen Herrn des Höhgau's." —

„Herrgott im Himmel, das soll nicht sein", schrie der Ritter auf. „Ich, ihr rechtmäßiger Gemahl, bin ja noch am Leben, und hoffe wohl wieder gesund und frisch auf meiner Väter Burg einzukehren!" —

Ein plötzlich erwachtes Heimweh, Liebe und Eifersucht regten sich zu gleicher Zeit in des rauhen Kriegsmanns Herz, aber rathlos starrte er mit ungeheurem Seelenschmerz in die werdende Dunkelheit hinaus. — „Hätte ich des Adlers leichte Schwingen, ich flöge noch in dieser Nacht viel tausend Meilen nach dem fernen Bodensee. — Aber so bin ich außer Stande, mich zu wehren. Ein frecher Räuber stiehlt mir mein theuerstes Gut, das Weib meines Herzens und der Väter uralte Burg. — Bin ich aber," fuhr er nach einer Pause fort, „nicht selber dran schuld? Ist es nicht eine Strafe, womit der Herr den Sünder heimsucht? Von wilder Fahrtenlust gedrängt, zog ich auf müßige und ergötzliche Abenteuer aus, dieweil mein Weib und Kind hilflos im fernen Heimatland umsonst nach mir riefen."

Trostlos rang er die Hände und zeraufte seinen struppigen Bart. Den Zwergen aber jammerte des Ritters Verzweiflung und er rief:

„Herr von Bodmann, wohl weiß ich Mittel und Wege, Euch in der kürzesten Zeit nach Eurem Schloß am fernen Bodensee zu bringen, so, daß Ihr das Unglück, das dort bevorsteht, noch verhüten könnt, aber eine Bedingung knüpfe ich an die Erfüllung Euerer Wünsche."

„Sprich," sagte der Ritter, „und wenn Du nichts verlangst, was meiner Seele Seligkeit einen Schaden zufügen kann, so soll Dir Alles gewährt sein, was in meiner Macht steht."

„Ich hab' es nicht auf arme Seelen abgesehen," entgegnete der Zwerg lachend. „Der starke Geist, welcher im Weine sitzt, ist mir lieber als der ewig wankelmüthige Geist, den ihr Menschen euere Seele heißt. An den sonnigen Fluren des Bodensee's wächst gar ein feiner Schoppen, und an nebligen Herbstmorgen, wenn es naß

und kalt auf den Weinbergen liegt, preß ich mit meinem Gesinde manchen Krug edlen Getränkes aus den reifen Trauben. Aber so bald auf der Burg zu Bodmann das Nebelglöcklein geläutet wird, müssen wir weichen. Versprecht Ihr mir darum, das Glöcklein tief in den blauen See zu versenken, so sollt Ihr, ehe am Morgen der Hahn kräht, zu Hause sein."

Da schlug der Ritter erfreut ein; denn der Lohn schien ihm nicht zu hoch.

„Trinkt noch eins auf den Weg," sagte der Zwerg und streckte ihm den vollen Weinkrug entgegen. Dann rief er seine dienstbaren Geister. „Wie schnell bist Du?" frug er den Ersten.

„So schnell, wie die Sonne am Himmelszelt,
Umreit' ich in einem Tage die Welt."

„Du bist ein flinker Bursche und dennoch viel zu langsam," sagte der Zwerg, nnd rief den Zweiten. Dieser sprach:

„Ich reise, wenn es mein Meister begehrt,
So schnell, wie der Sturm durch die Wälder fährt."

„Du bist auch keine Schnecke," lachte der Kleine, aber doch noch lange nicht schnell genug." Da kam der Dritte und rief:

„Wie aus der Wolke zuckt der feurige Strahl,
So fahre ich über Berg und Thal."

„So schaffe den Ritter hier nach Bodmann am Bodensee." —

Kaum hatte der Zwerg seinen Befehl gegeben, als der Freiherr anstatt der traurigen asiatischen Wüste seine väterliche Burg und Heimathgegend erkannte. Mit ungemeinem Jubel empfieng ihn sein treues Weib und der zudringliche Freier zog sich zurück. Der Herr von Bodmann blieb aber von jetzt an zu Hause, bei seinen Lieben

und verlebte viele glückliche Tage. Sich dankbar seines Versprechens erinnernd, versenkte er die Nebelglocke in den See, dort wo er am tiefsten ist.

Sausenberg im Markgrafenland.

Auf einem waldigen Berge, nicht weit vom alten Kloster Sitzenkirch, liegen die Trümmer der zerfallenen Burg Sausenberg. In der Burg geistert seit undenklichen Zeiten eine weiße Jungfrau aus dem Geschlechte der edeln Markgrafen von Hachberg-Sausenberg. Oft sieht man sie am hellen Tage am Brunnen sitzen und ihre kohlschwarzen Locken kämmen.

Einem Mann aus Vogelbach zeigte sie einst den Platz, wo eine große Kiste voll Geld vergraben liegt und sprach zu ihm: „Wenn Ihr mit noch drei Gefreunden des Nachts um zwölf Uhr den Schatz aus der Tiefe hebt, so ist Euch und mir geholfen; denn Ihr seid reich genug und ich bin erlöst."

Der Mann machte seinen Schwager und zwei Nachbaren zu Vertrauten und in der nächstfolgenden dunkeln Nacht machten sich die vier Schatzgräber auf den Weg nach der alten Burg. Dort begannen sie auf dem angezeigten Platze mit großem Eifer zu graben. Endlich stießen sie auf eine große, eiserne Kiste, darauf ein scheußlicher, schwarzer Pudel lag, der sie mit feurigen Augen wild anglotzte. Doch gieng er auf einen herzhaften Schlag davon und es stund nun der Hebung des Schatzes nichts mehr im Wege. Aber als eben zwei in das Loch gestiegen waren, die schwere Kiste heraus zu schaffen, bemerkte der

Eine, über sich schauend, wie in der Luft ob ihren Häuptern ein schwerer Mühlstein schwebte, welcher nur an einem dünnen Bindfaden befestigt war. Ein winzig Männlein im grauen Mantel, mit einer schuhlangen Nase saß auf dem Stein und zwickte mit einer Scheere fortwährend nach dem Faden. Und den Mann überlief es plötzlich eiskalt, als er die drohende Lebensgefahr erkannte und er schrie in seiner Herzensangst laut auf: „Flieht, flieht, der Mühlstein fällt!“ —

In diesem Augenblick verschwand die Kiste und der Mühlstein. Ein lautes Wimmern erklang schauerlich durch die weiten Räume der Burg und eine wehklagende Stimme ließ sich also vernehmen: „Wehe, wehe! Ihr Thörichten! Warum konntet Ihr nicht schweigen? — Jetzt muß ich wieder hundert Jahre harren auf Erlösung!“ —

Die Bauern flohen hierauf erschrocken nach allen Richtungen davon und erzählten den unheimlichen Spuck allerorten, so daß nachher viele verwegene Gesellen auf die Burg kamen und nach der großen Geldkiste gruben. Doch fanden sie nichts als Erde und Knochen, und zuletzt kam die ganze Geschichte in Vergessenheit. Einzig ein armes Hirtenbüblein hob einst ganz unbewußt einen Schatz auf Sausenberg. Der Kleine fand, als er in den Kellern und Gewölben herum kroch, in einer Ecke ein Häuflein Kohlen liegen. Diese steckte er in die Tasche seines Wamses, um damit zu spielen. Zu seinem größten Erstaunen fand er aber zu Hause alle in Goldstücke verwandelt.

Der Nothburgabrunnen

(zu Bühl im Klettgau).

In einer wilden Felsenschlucht der Klettgauer Berge springt aus einer glatten Steinwand die Quelle der heiligen Nothburga hervor und ergießt ihr heilkräftiges Wasser in ein tief ausgefressenes Steinbecken. Epheu und dichtrankende Waldrebe verhüllen der Quelle Ursprung, die, von frommer Sage umgeben, einen eigenthümlichen Eindruck macht.

Nothburga, eine schottische Königin, mußte ihres Glaubens wegen den Gemahl und die Heimath verlassen und kam nach langer, irrer Wanderung endlich nach dem Dorfe Bühl, wo sie sich mitten unter den Heiden niederließ.

Doch fielen hier ihre göttlichen Worte von der neuen Lehre auf schlechten Boden. Denn die Bühler zogen es vor, auf der Spitze des Kaltwangens biertrinkend den Wodan zu verehren, statt in enger Klause zum gekreuzigten Weltheiland zu beten. Besonders die Weiber waren ihr gram, ihres ausgezeichneten Wandels und stillen Wesens halber, und verfolgten die arme Frau, die überdies noch guter Hoffnung war, fortwährend auf jede nur mögliche Art und Weise. Sie ließen sie zuletzt aus lauter Neid am Dorfbrunnen nicht einmal mehr Trinkwasser schöpfen.

Da nahm Nothburga den Brunnen in ihre Schürze und trug ihn hinauf in die walddüstere Jurakalkschlucht, wo er bis zur heutigen Stunde heilkräftig aus dem Felsen strömt. Dort baute sie sich unter schattigem Ulmenbaum aus Waldmoos und Reisig eine Siedlerhütte. Munter floß der Waldbach dran vorbei und die Singvögel trillerten ihr zu Häupten. Hier gebar die Heilige neun Kinder, welche alle durch gottseligen Wandel den Klettgau erleuchteten.

Der Roßtrab auf der Burg Hohenlupfen.

Im Wutachthale steht auf steiler Höhe über dem Städtlein Stühlingen die uralte Landgrafenburg, darin ehmals die Beherrscher des oberen Albgaus saßen. Der stattliche Bau hat von allen benachbarten Schlössern der Zeiten Unbill und Verheerung am besten getrotzt; denn seine Thürme und Mauerzinnen ragen heut zu Tage noch stolz und ungebrochen in's Land hinaus. —

Freilich sind die Zeiten anders gewesen, als die reichen prachtliebenden Grafen von Lupfen darin Hof hielten. Damals herrschte Lust und Fröhlichkeit in den jetzt so stillen Räumen. Lustig Turnierspiel und Tanz wechselten mit reicher Tafel und fröhlichen Trinkgelagen. — Einst, als die allgemeine Freude auf's Höchste gestiegen war, rief des Burgherrn goldlockiges Töchterlein einem jungen Ritter zu, der ihr allerlei Schmeichelworte ins Ohr flüsterte:

„Liebst Du mich wirklich also sehr, wie Du versicherst, ei, dann wirst Du auch Alles thuen, was ich von Dir verlange. — Du bist ein verwegener Reiter, der mit dem Pferde den steilsten Gebirgspfad hinauf klimmt und über die reißendsten Waldbäche setzt. — Gehe hin, sattle Dein Roß, reite die Treppe hinauf in den Saal und springe durch das hohe Bogenfenster auf den Felsen hinab! — Ich weiß, es ist Dir ein Leichtes und ich möchte daran das Maß Deiner Liebe erproben." —

Kunz von Ewatingen erhob sich hastig vom Sessel, gieng schweigend zum Fenster und blickte in die schreckliche Tiefe hinab; dann entfernte er sich aus dem Saale. Er gieng hinunter, sattelte sein Pferd und nach wenigen Minuten erschien er wieder oben, hoch zu Roß, als gieng es auf die Jagd.

Die junge Gräfin von Lupfen schrie entsetzt auf bei seinem Anblick:

„O Du Lieber!“ rief sie, „Du wirst doch das Fürchterliche nicht wagen; es war ja nur ein übermüthiger Scherz. — Verzeihe mir! Dein Tod wäre auch der meine. Denn offen bekenn' ich's vor allen diesen edlen Herren und Damen hier, daß ich Dich unaussprechlich liebe.“

„Ich thue, was Du mich geheißen, damit Du den Grad meiner Liebe erkennen mögest,“ rief der Ewatinger und ritt gegen das offene Fenster. Die Gräfin, in höchster Herzensangst, fiel dem Pferde in die Zügel, doch mehrere Herren zogen sie gewaltsam auf die Seite. Der Ritter aber sprengte mit lautem Hurrah in die Tiefe. Entsetzen ergriff alle Anwesenden. — Doch gelang der gräßliche Sprung, und Roß und Reiter blieben unbeschädigt. Die Gräfin aber wollte er nicht mehr sehen und hat sich bald darauf mit einer andern Dame vermählt. —

Heute noch zeigt man auf dem Stühlinger Schloß den Roßtrab; denn der Huf des Pferdes grub sich bei dem furchtbaren Sprung tief in den harten Felsen hinein.

Hans Müller von Bulgenbach.

Um das Jahr 1525 lebte zu Bulgenbach im Wutachthale auf einem ansehnlichen Lehengut ein junger Mann Namens Hans Müller. Er war früher jahrelang in französischen Kriegsdiensten gewesen und hatte es dort bis zum Hauptmann gebracht. Warum er in seine Heimath zurückgekehrt, ist nicht bekannt; jedenfalls war's kein Glück für

ihn. Bei den Edelleuten der Gegend war er gut gelitten, sowohl seiner höflichen, ritterlichen Manieren als auch seiner vorzüglichen Geistesgaben und körperlichen Schönheit wegen. Auch war er ein gerne gesehener Gast in der nahen Burg zu Stühlingen, wo damals der Landgraf Sigismund und seine prachtliebende Gemahlin hausten.

Der junge Hauptmann, der feines, französisches Wesen gar anmuthig mit deutscher Ritterlichkeit zu verbinden wußte, war bald der Liebling der Frauen, und manches adeliche Fräulein vergaß, daß er eigentlich in ihren Kreisen nur geduldet und bloß von bäurischer Herkunft sei. — Keine von Allen schien so wenig daran zu denken als des Landgrafen eigene Tochter, die förmlich in den schönen Mann verliebt war.

„Und wärest Du ein Königssohn, Du könntest mir nicht lieber sein, Du gute Seele!“ rief sie eines Abends, als er ihr in vertraulichem Gespräch die tiefe Kluft zeigte, welche zwischen ihnen bestand.

„Mich wundert sehr, ob Dein Vater auch so denkt,“ sagte Hans Müller zweifelnd. „Morgen gehe ich zu ihm und werbe um Deine Hand.“

„Er wird gewiß ja sagen,“ meinte die junge Gräfin. „Zeichnet er Dich doch aus vor allen Herren, die auf's Schloß kommen.“

Mit frohem und bangem Hoffen auf den kommenden Tag trennten sich die Liebenden. — Der Hauptmann war nicht so sehr vom Gelingen der kühnen Werbung überzeugt, wie die Gräfin Tusnelda. Bange Ahnung künftigen Unglück's stieg ihm beim einsamen nächtlichen Heimritt vor die Seele und erfüllten ihn mit traurigen Gedanken. —

Wie er am andern Morgen erwachte, lag ein milder Sonnenschein über dem Land. Das reife Korn wogte

gelb und schwer im Winde. Und hundert fleißige Hände mühten sich ab, den reichen Segen unter Dach zu bringen.

Fröhlichen Herzens und muthig erstieg er den Burghügel. Er hatte seine Hauptmannsuniform an und ein breites Schlachtschwert hieng ihm an der Seite.

Den Landgrafen und seine Gemahlin traf er im Garten. Sie schienen erfreut über sein Kommen, und er nahm's als gute Vorbedeutung. Er begann sogleich mit seiner Werbung, sprach ernst und eifrig und nahm darum auch nicht wahr, wie der Landgraf bei seiner Rede die Augenbrauen in die Höhe zog und wie ein unendlich spöttischer und verächtlicher Zug sich um die Mundwinkel der Gräfin lagerte. Erst als er ausgeredet, blickte er in der Gräfin Angesicht und erschrack in seinem Herzen, ob diesem Blick voll Stolz und Hohn. — Aber der Graf antwortete ihm kurz und bündig:

„Mein lieber Nachbar, ich achte Euch und bin Euch gewogen, dieweil Ihr viele wahrhaft ritterliche Tugenden besitzt, aber mein Kind soll nur ein Edelmann freien; denn Gleiches nur gesellt sich gut zu Gleichem. — Dies ist mein erstes Wort in dieser Angelegenheit und zugleich mein letztes.“ —

„Es ist eine neue Sitte, daß Bauern um Grafentöchter werben. Glaubt Ihr, daß unser Kind zur Aufsicht über Euere Stallmägde geeignet sei,“ rief die Landgräfin spottend. Damit wandte sie sich und gieng an der Seite ihres Gemahls dem Schlosse zu.

Der Hauptmann stand eine Weile wie versteinert. „Das hätte ich mir denken können,“ murmelte er dann. „Tusnelda! arme Tusnelda!“ —

Er ritt in scharfem Trab den Berghang hinab und streifte den ganzen Morgen im Walde herum, ohne zu wissen, was er eigentlich wolle. Erst am späten Nach=

mittag kam er auf seinen Hof, aber er traf dort Niemand zu Hause. Seine Leute waren alle draußen an der Berghalde und banden das Korn zu schweren Garben, denn es drohte ein schwarzes Wettergewölk. —

Auf dem Schlosse stand zur selben Stunde die Landgräfin auf hoher Altane und blickte mit gefurchter Stirne über das Land. „Es ärgert mich doch, daß der freche Bauer es ungestraft wagen durfte, um mein Kind zu werben. Eigentlich hätt' ihm ein ganz anderer Bescheid gehört," sprach sie leise vor sich hin. Da erschien eben Hans Müller unten an der Berghalde bei seinen Leuten. Und der beleidigten Frau gieng ein böser Gedanke durch das stolze Gemüth. „Ich will ihn demüthigen! Ich will ihm zeigen, daß er unser Sklave ist!" rief sie laut und befahl ihrer Zofe, den Schloßvogt zu holen. Zu diesem sagte sie: „Reite mit dem schnellsten Pferde dort hinab, wo die Bauern das Korn zusammen binden, und befiehl ihnen in meinem Namen, sie sollen sofort an der Berghalde fünftausend Schneckenhäuschen sammeln, damit meine Mägde ihr Garn darauf winden können." —

Der Burgvogt kannte seine Gebieterin und wagte nicht, dem bösen Befehl zu widersprechen, sondern that, was ihn seine Herrin geheißen. Hans Müller aber fühlte den kalten schneidenden Hohn, der in dieser herrischen Aufforderung lag; sein Blut stürmte heiß und aufwallend zum Kopfe, sein Athem flog, seine Stimme zitterte. „Haltet ein mit binden," schrie er. „Doch nicht um der übermüthigen Frau Befehl auszuführen. Sie mag die Schneckenhäuschen selber suchen, so lange sie noch kann. — Ich, Hans Müller von Bulgenbach, mit all' meinen Leuten künde dem Landgrafen den Gehorsam und sage hiemit allen Tyrannen und Leuteschindern ewige Fehde an! So wahr mir Gott helf!" — Laut jauchzten die Bauern

rings auf dem Felde, die schon lange gern der Herrschaft drückendes Joch abgeworfen hätten.

Da gieng's, als wäre der zündende Funke in ein Pulverfaß gefahren. Ein wild aufrühreriſches Wesen schien plötzlich alle erfaßt zu haben. In den Dörfern pflanzten sie Freiheitsbäume auf, trugen auf einer Stange einen Bundschuh herum und sagten, das sei ihr Feldzeichen. Wer ein alt rostig Schwert hatte, der schliff's blank, und wer keins hatte, griff zur Sense oder zur schweren Holzaxt. Bald war ein ungeheurer, schlecht geregelter Haufe beisammen, bereit zum thätlichen Angriff auf der Herren feste Burgen im Land und auf ihre alten Vorrechte. Der junge Landmann aber ward der aufständischen Bauerschaft Anführer, der berüchtigte Rothmantel Hans Müller von Bulgenbach, dessen schönes Haupt ein Jahr später unter dem Beil des Henkers fiel. — Was aus der Gräfin Tusnelda geworden, ist nicht bekannt.

Gutenburg im Schlüchtthal.

Das Schlüchtthal steht in seiner wilden Schönheit keinem unserer vielgelobten Schwarzwaldthälern nach. Neben dem Wasserfall des Haselbaches mit seinen merkwürdigen Gletschertöpfen bietet die wilde Urwüchsigkeit des engen Felsthales dem Freunde einer freien Natur tausend interessante Gegenstände; weitaus der merkwürdigste ist aber die Ruine der alten Sängerburg Gutenburg.

Wenig besucht, fast ver gessen liegen auf schmalem, mitten im Thale sich steil erhebenden Porphyrfelsen die Trümmer des Stammschlosses jenes liederreichen Minne=

sängers Ulrich von Gutenburg, dessen sagenhafte Gestalt, bald als kühner Streiter im Römerzug des deutschen Kaisers, bald als frommer Pilger zum heiligen Grabe und wiederum als lieblicher Sänger und Dichter an den Höfen des oberrheinischen Adels erscheint.

Im Frühling, wenn in den dunkeln Tannengründen der Schnee schmilzt, und die Wellen der Schlücht laut tosend über die Felsen schäumen; wenn am Ufer die Erlen grünen, die Schlüsselblumen und die unschuldweißen Windröschen ihre Blüthenkelche entfalten, und der Singvögel neue Weisen durch den Wald erschallen, hört man oft in heiteren, milden Nächten unterhalb der alten Burg, seltsamen Singsang und lustig Flötengetön. Einige sagen, es seien die Nixen des Wassers, die mit heimlichem Zaubersang den Menschen in's Verderben zu bringen trachten. Das ist aber nicht wahr; sondern alle Frühlinge steigt der sangfrohe Dichter aus seiner Gruft empor und ergeht sich, geisterhafte Weisen singend, eine kurze Zeit in seinem lieblichen Heimaththal.

Ulrich von Gutenburg.

Dort, wo durch die Felsen die Schlücht sich wand
Mit wildem Toben und Springen,
Von Gutenburg Herr Ulrich stand,
Hub an ein Liedlein zu singen:

„Wildwasser im Flusse, du tobst so sehr,
Willst Felsen und Tanne bezwingen;
Doch mir in der Brust, da tobt es noch mehr,
Es will das Herz mir zerspringen.

„Ich ärmster Ritter im ganzen Gau,
Fürwahr ich bin zu bedauern,
Mein denket in Minne die schönste Frau,
Doch weilt sie in Klostermauern.

„Ach Rosamunde, holdselige Maid,
Des Grafen liebliches Töchterlein,
Wer gab Dir das schwarze Nonnenkleid?
Wer that Dich ins enge Klösterlein?

„Deine Mutter that's im frommen Wahn,
Sie hat es dem Herrgott versprochen. —
Frau Gräfin, da habt Ihr übel gethan!
Ihr habt zwei Herzen gebrochen.

„Zwei liebende Herzen, die treu gesinnt,
Die habt ihr getrennt für immer. —
In Klostermauern blüht Eurem Kind
Vom irdischen Glücke kein Schimmer.

„Und mir ist längst das Leben verleid't,
Verlernt hab' ich lang schon das Lachen.
O möchte dem bitteren Herzeleid
Der Tod ein Ende doch machen.

„Drum reite ich jetzt zu Kampf und Streit
Fernhin nach Italiens Gauen.
Hoff' einst in der ewigen Seligkeit
Mein Herzlieb wieder zu schauen."

So tönte sein Lied den Wald entlang,
Daß Echo vielstimmig erklungen;
Und als er beendet den Trauersang
Hat er auf's Pferd sich geschwungen.

Drauf ritt er frisch, muthig hinaus in die Welt,
Er ritt gen Süden und Norden,
Und ist berühmt als Sänger und Held
Und Liederdichter geworden.

Doch oftmals, wenn er im stillen Wald
Ausruhte vom Wandern und Singen,
Ergriff ihn das Heimweh mit wilder Gewalt,
Es wollte das Herz ihm zerspringen.

Dann sang er, zu mildern das Weh in der Brust
Und die Schmerzen der Herzenswunde,
Ein Lied von Heimath und Jugendlust
Und der schönen Maid Rosamunde.

Berchtold von Ofteringen.

Dort wo das Thal der wilden Wutach breiter und lieblicher wird, lag ehmals auf anmuthigem Hügel ob dem Dörfchen gleichen Namens das Schlößlein Ofteringen. Kundige Männer haben früher behauptet, die alte Burg sei die Heimath des sagenhaften Sängers des Nibelungenliedes, Heinrich von Ofterdingen, gewesen. Andere aber meinen, jener Dichterfürst und Vater deutscher Heldensage wäre fern in den österreichischen Marken geboren worden.

Das Klettgauer Geschlecht der Ofteringer hat viel kühne und tapfere Männer aufzuweisen, wie denn Chronik und Sage von einem Berchtold von Ofteringen, der Strobel zubenannt, berichtet:

Nachdem Graf Rudolf von Habsburg deutscher Kaiser geworden war, blieb ihm Herr Strobel, sein ehemaliger Jagd- und Fehdegenosse, ein guter Freund und treu ergebener Rath. Einst wurde bei der Zusammenkunft des Kaisers mit dem Papste zu Lausanne, im welschen Land, ein großes Ritterturnier abgehalten, dabei der tapfere, unerschrockene Ritter von Ofteringen Sieger blieb über die kühnsten Gegner.

Doch in späteren Jahren dachte er mehr an das Heil seiner Seele, verließ Ritterburg und Waffenhandwerk und zog als ein frommer Klausner in die Wälder. Aber der mächtige Kaiser vergaß den Jugendfreund nicht und holte sich öfters Rath bei dem Waldbruder.

Dort, wo die Wutach in den Rhein mündet, nicht weit vom sagenhaften „langen Stein", stand im feuchten Ufergehölz seine Klause, und es gefiel dem alten Recken wohl im einsamen, stillen Waldrevier. —

Der glorreiche Kaiser Rudolf starb, und sein finsterer Sohn fiel unter Mördershand, aber immer noch betete und sang der fromme Bruder Strobel in seiner abgeschiedenen Klause. — Und eines Morgens trat, von großem Hofstaat begleitet, die Tochter und unmenschlich grausame Bluträcherin König Albrechts vor des Eremiten Hütte.

„Ihr seid immer meines ruhmreichen Großvaters Freund und auch meinem Vater stets werth gewesen," redete die ungarische Königin den greisen Mann an. „Kommt und betet als der erste Mönch und Abt in meinem neugegründeten Kloster zu Königsfelden für des erschlagenen Königs Seelenheil."

Aber ernst und fest antwortete der Waldbruder:

„Weib, es ist ein schlechter Gottesdienst, wenn man unschuldig Blut vergießt und aus geraubtem Gute Klöster stiftet! Laßt mich in Ruh', ich will nichts mit Euch zu schaffen haben!"

Also gieng die Königin, von des zürnenden Greisen Worten tief ergriffen, reumüthig von dannen; Bruder Strobel aber verlebte seine letzten Tage einsam in glücklicher Abgeschiedenheit.

Die Erdleute zu Hasel.

In der durch unseren großen Dichter Scheffel so berühmt gewordenen Erdmannshöhle bei Hasel, wohnt seit undenklichen Zeiten ein winziges Zwerggeschlecht, die Erdleute. Es ist dies ein gutmüthiges Völklein, das in früheren Zeiten den Landleuten oft bei ihren Arbeiten half. Die Weiblein spannen den Frauen des Dorfes den zarten Flachs, und Garn, welches sie verfertigt, hielt gerade noch einmal so lang, wie gewöhnliches. Ueberhaupt brachten ihre Anwesenheit oder ihre Besuche jedem Haus Glück und Segen.

Im Dorfe zu Hasel war einmal ein junger Bursche, der hatte ein armes aber braves Mädchen lieb und, da er selber fast nichts sein eigen nannte, hatten sie wenig Aussicht, das Ziel ihrer Wünsche zu erreichen.

„Weißt Du was, Kätterli," sagte eines Morgens der Bube, „ich geh' hinaus in die weite Welt, um mein Glück zu suchen und kehre nicht eher heim, bis ich mir soviel erworben habe, daß ich einen Acker, eine Wiese und ein kleines Häuschen kaufen kann. — Dann sollst Du meine Frau werden, und wir wollen glücklich sein. —"

Aber das Kätterli weinte zahllose Thränen und sprach: „Bleib' da, lieber Joseph; denn bist Du erst einmal in der weiten Welt, so wirst Du mich bald vergessen und wirst nie mehr zu mir kommen."

Aber Joseph ließ sich von seinem Vorsatze nicht abwendig machen, und des armen Mädchens Thränen floßen umsonst.

Als der Tag heran nahte, an welchem ihr Liebster sie verlassen wollte, gieng sie klagend hinaus in den Wald, und ohne auf den Weg zu achten kam sie hinauf zur

Erdmannshöhle, setzte sich auf einen Felsblock und schluchzte recht jämmerlich; denn sie hatte sehr wenig Hoffnung auf des Geliebten Wiederkunft. —

Das arme Kind war aber nicht lange so dagesessen, als plötzlich vor ihm ein winziger Knirps stand. Er trug auf seinem Kopfe eine schimmernde, güldene Krone und in der Hand einen schneeweißen Stab von Elfenbein. Kätterli erschrack gar sehr ob der sonderbaren Gestalt und wollte eilig entfliehen, aber der Kleine redete ihr freundlich zu: „Fürchte Dich nicht, mein liebes Kind; ich thue Dir nichts zu Leide. Ich bin der König Bodenboser und herrsche in der Erdmännlein unterirdischem Revier. — Dein klagendes Schluchzen hab' ich gehört, und bin gekommen, Deinen Kummer womöglich zu heilen."

Als das Mädchen sah, daß der Geist so gutmüthiger Natur sei, faßte es sich ein Herz und erzählte ihm seinen schweren Kummer.

Da gab ihr der Zwergekönig einen großen seidenen Beutel voll lauter klingender Goldstücke und sprach: „Dafür könnt ihr Euch ein hübsches Gütlein kaufen; seid zufrieden und glücklich! — Als Dank aber und Zins mußt Du mir jeden Herbst auf Allerheiligentag einen Korb voll der schönsten Aepfel und einen schmackhaften Kuchen auf diesen Fels bringen." —

Nach diesen Worten war der Zwerg plötzlich verschwunden und das erfreute Mädchen lief so schnell seine Füße es trugen dem Dorfe zu und suchte seinen Liebsten auf.

Joseph und Kätterli sind nachher wohlhabende und glückliche Leute geworden, und nie vergaß die Frau dem Berggeist den Zins zu bringen, welchen dieser auch regelmäßig in Empfang nahm.

Heinz von Stein.

Das zehnte Jahrhundert neigte sich seinem Ende entgegen, als unter der leibeigenen Bauerschaft am oberen Rheine ein gährendes, rebellisches Wesen einriß. Sie saßen des Winters nicht mehr ruhig beim flackernden Kienspahnlicht um's Feuer wie sonst spielend und alte Mären erzählend. Wo irgendwo ein einsames Haus im Walde lag, dahin kamen aus der ganzen Umgegend die Männer zur nächtlichen geheimen Versammlung, und weder der tief liegende Schnee, noch die Alles erstarrende Kälte konnten sie davon abhalten.

In den Gegenden um den Bodensee, dem Höhgau und dem Klettgau und über den Schwarzwald herab waren der Unzufriedenen am meisten. Dort schürte und hetzte mit gutem Erfolg ein junger Mann, Heinzio aus Stein am Rhein; weit und breit dem Bauer bekannt unter dem Namen Heinz von Stein.

Sein Vater war ein begüterter Freibauer gewesen und wie der junge Mann behauptete, durch Habsucht und Hinterlist der Herren von Hohenklingen, um Hab und Gut gekommen.

„Die von Klingen haben mir Alles genommen und mich zum Bettler gemacht, räche Dich und mich!“ hatte der Alte sterbend zu seinem Sohne gesagt. Seitdem sann dieser auf nichts als Rache Tag und Nacht. Er verkaufte, was er noch an Grund und Rechten von seinem Vater geerbt und zog im Lande herum und hetzte, die ohnehin unzufriedene Bauerschaft, gegen die Herren und die mit jedem Jahr reicher und mächtiger werdenden Klöster auf.

„Es ist nicht recht, daß die Herren im Lande Euch,

die ihr ehedem freie Bauern waret, unterdrücken und ihnen unterthan machen," sagte er zu denen, die noch als Freibauern einsam auf ihren Höfen saßen, aber von den umliegenden zahlreichen Edelleuten auf jede Art belästigt wurden. „Wehrt Euch bei Zeiten oder Ihr werdet's bereuen!" — Zu den Leuten aber, die schon seit alter Zeit her leibeigen waren, sagte er: „Der Mensch ist frei geboren, und Gott wollte nicht, daß Einer des Andern Eigenthum sei. Zerbrecht das verhaßte Joch, das Euch die Tyrannen aufgelegt!" Wo er aber irgendwo Menschen wußte, die noch nicht allzusehr von Christenglauben überzeugt waren, und die immer noch nicht von Thor und Wodan lassen konnten, diese hetzte er auf gegen die Geistlichkeit und die reichen Klöster im Lande. Sein rastloser Eifer war nicht ohne Erfolg. Denn, wie der Winter vorbei war und der junge Lenz über die Berge und Thäler zog, beschlossen die Bauern einen allgemeinen Aufstand gegen die Herrschaft.

Es war an einem stillen Abend im Monat Mai, als der Mann, dessen Thätigkeit wir eben beschrieben, am Ufer des Rheins landab schritt. Er barg sich zuweilen beim Anblick eines Unbekannten im Weidengebüsche des Flußrandes; denn seine rebellische Arbeit war dem Gaugrafen gemeldet worden, und schon länger als einen Monat lauerten ihm die Häscher auf. Doch hatte er zu viel heimliche Beschützer, als daß ihn der Arm des Richters ereilt hätte.

Wie er aber jetzt so einsam im sonnigen Abendscheine dahinschritt, überkam den verfehmten Mann eine seltene Schwermuth. „Vater, Vater!" rief er aus, „warum hast du mir die Rache auf dem Todbett empfohlen? Siehe, wie ein gehetztes Wild schleicht dein armer Sohn durch's Revier, indeß unsere Feinde triumphiren, und meines ohnmächtigen Grolles spotten! — Aber," fuhr er nach einer Weile fort, „habe ich denn gar nichts ausgerichtet, oder

sind die Schaaren bewaffneter Bauern nicht im Stande, über ein Häuflein der großprahlerischen Eisenmänner zu siegen. Hinweg, unwürdiger Kleinmuth, in vierzehn Tagen steht Heinz von Stein mit seinen Freunden an der Spitze eines bewaffneten Haufens von zehntausend Mann, und dann hält er Rechnung mit Allem, was Edelmann oder Pfaffe heißt."

Also redete der Mann vor sich hin, als er plötzlich nicht gar weit weg einen Menschen erblickte, welcher eilig auf ihn zukam. Er flüchtete schnell ins niedere Gebüsch, aber der Verfolger stand schon nach wenigen Augenblicken hinter ihm. „Was willst Du von mir?" schrie Heinz dem Fremden entgegen. „Brod," entgegnete dieser, „oder Geld, dafür ich welches bekommen kann."

„Also ein Räuber," rief Heinz getröstet. „Laß mich, ich will meinen Vorrath mit Dir theilen." Da ließ der Ungestüme nach und schaute erst recht seinem Gegner in's Gesicht und über das blasse Antlitz des Mannes flog ein Zug maßlosen Erstaunens.

„Heinz von Stein!" rief er aus. „Du hier auf offener Straße, wenn des Grafen von Nellenburg Knechte und Strickreiter im ganzen Revier auf Dich Jagd machen."

Heinz erblaßte. „Was sagst Du? und wer bist Du?"

„Ich sage die Wahrheit, und bin auch ein verfehmter Mann wie Du; mein Name ist Rutard von Weißenburg, ehemals ein Freiherr und jetzt ein Bettler, Räuber, Wilderer, Landstreicher, Aufwiegler, was Du willst."

„Du bist der Mörder des Abtes von Rheinau! Weiche von mir, Gottverfluchter, Kirchenschänder!"

„Nur nicht so stolz, Heinzio!" sprach der Fremde, und griff, wie von ungefähr, an den Griff seines Schwertes, welches ihm zur Seite hieng. „Dieselben Namen, womit Du mich beehrest, werden in der kürzesten Zeit auch Dich

zieren; denn die Bauern freuen sich gewaltig auf den Raubzug, den Du in nächster Woche gegen die Burgen und Klöster zu unternehmen gedenkst."

„Was sprichst Du da? Wer sagt Dir das?" fuhr Heinzio wiederum auf.

Aber Rutard von Weißenburg entgegnete ruhig: „Was Jedermann weiß, werde ich auch wissen dürfen. — Ich lobe Deine Arbeit, hoffe aber keineswegs auf einen guten Erfolg. Siehe Heinz, ich möchte gerne Dein Freund sein. Du wehrst ab. Du willst nichts von mir wissen. — Laß Dich nicht vom Vorurtheil verblenden. Ich habe allerdings durch eine rasche That den Mann vernichtet, der meinen Vater, meine Schwester und mich elend gemacht; aber würdest Du nicht dasselbe thuen, wenn Du Gelegenheit hättest?" —

„Ich weiß nicht, was Dir der Abt von Rheinau gethan", sagte Heinz.

„Dasselbe, was Dir die Herren von Klingen", entgegnete Rutard. „Er nahm meinem Vater Gut und Macht und Rechte und Alles zusammen. — Hast Du Zeit, ich will Dir die Geschichte erzählen?"

„Wenn sie kurz ist," sagte Heinz und blickte scheu über die weite Ebene.

„Du bist sicher", entgegnete Rutard, der Heinzens Besorgnisse errieth. „Sie suchen Dich überall, nur hier nicht! Also höre: Mein Vater, der seit drei Jahren todt ist, mag in seiner Jugend Manches gethan haben, was ihn später reute. Darum beschloß er, als frommer Büßer zum heiligen Grabe zu pilgern, um an diesem Gnadenort Vergebung seiner Schuld zu finden. Sieghart, der Abt von Rheinau, war sein Freund, und ihm vertraute er die Verwaltung seiner Güter und Gerechtsame bis zu seiner Wiederkunft an. Aber dieser gute Mann starb, und als

mein Vater zurückkam, weigerte sich sein Nachfolger, Abt Adelbert, die Güter herauszugeben, indem er vorgab, mein Vater hätte sie dem Kloster auf ewige Zeiten vermacht. Der alte Mann fand kein Recht, wohin er sich auch wandte, und starb zuletzt vor Gram, Zorn und Kummer, meine Schwester Gunilde und mich als Bettler zurücklassend; doch mußte ich ihm auf dem Todbett schwören, Rache zu nehmen an Adelbert, wie immer ich könnte. Das hab' ich gethan, und bin darum vom Kaiser und Papst in Acht und Bann gethan worden, und friste jetzt als Räuber mein elendig Leben."

Rutard schwieg und Heinz reichte ihm die Hand. „Verzeih', daß ich Dich verkannt, sei mein Freund; unser Ziel ist dasselbe," sprach er. „Komm mit, ich habe heute Abend wichtige Geschäfte."

Also giengen sie zusammen weg. Sie verließen aber das Ufer des Stromes und zogen tiefer in's Land hinein.

Die Sonne verschwand eben am Abendhimmel und ein liebliches Roth lag über den fernen Bergen und der dunkle Wald glänzte in zauberhafter Beleuchtung. Die beiden Männer schritten in eifrigem Gespräche wohl eine gute Stunde dahin, bis die Gegend waldiger und steiler wurde und ihnen zwischen tausendjährigen Eichen ein schmucklos Gebäude vor die Augen kam.

„Dort wollen wir einkehren und sehen, was für Arbeit meine Getreuen machen," sagte Heinz, und sie traten in das einfache Haus ein. Das Innere bildete nur einen einzigen Raum, darin eine Menge Menschen eifrig arbeiteten. Sie Alle fertigten aus hartem Eschenholz Bogen und Wurfspeere.

„Das ist meine Rüstkammer", sagte Heinz zu dem geächteten Freiherrn. „Achttausend Stück dieser Dinger sind bereits fertig."

„Heinz von Stein,“ redete ein alter Mann den Rebellen an, „Ihr sollt heute auf den hohen Stoffel steigen. Es ist Sunnwendabend und die Altgläubigen halten dort eben Versammlung und Gottesdienst. Gut wäre es, wenn Ihr durch eindringliche Rede manchen Wankelmüthigen zu größerem Eifer für unsere gute Sache anspornetet.“

„Ich gehe,“ war Heinzens kurze Antwort. — „Doch sage mir, Alter, bis wann kommt Warin mit den Klettgauern und Kiselfried mit den Schwarzwäldern? — Gebhardt bringt die vom See bis zum Ende der nächsten Woche.“

„Ich habe keine Nachricht, doch wird heute noch der Bote erwartet, den ich auf Euer Geheiß dorthin geschickt,“ antwortete der Alte, und arbeitete wieder ruhig an einem langen Speere weiter.

„Komm“, sagte Heinz zu Rutard, „wir stören hier die Emsigen, gehen wir zu den Altgläubigen auf den Berg.“ —

Als die Nacht schon völlig hereingebrochen war, kamen sie auf dem Hohenstoffel an. Sie sahen schon von weitem den Schein eines flackernden Feuers zwischen den Waldbäumen hindurch, und nach wenigen Augenblicken erreichten sie einen freien Platz, wo um ein großes Feuer eine Menge Menschen lagerte. Aus riesigem Kessel tranken sie ein schäumendes, bräunliches Bier. Im Hintergrund stand eine schlanke, weibliche Gestalt, als Alrune weiß gekleidet. Sie hatte eben eindringlich zu den Männern geredet, treu festzuhalten an Wodan, dem Alvater, und nicht auf der falschen Christenpriester schlaue, schmeichelnde Rede zu hören.

Rutard starrte die Priesterin eine Weile mit eigenthümlichem Ausdruck an. „Sie ist's“, rief er dann, auf sie zustürzend. „Sie ist's! Meine arme Schwester!“

„Ja, ich bin Gunilde, Deine Schwester,“ entgegnete

das Mädchen. „Doch nenne mich nicht arm; denn die Frauen im Dienste des Wodan sind reich und glücklich.“

„Weißt Du aber nicht,“ sagte der Jüngling, „daß die Strenge des Gesetzes und die christlichen Priester die Alrunen mit dem Feuertode bestrafen?“

„Soll ich mich fürchten aus diesem armseligen Erdenleben zu Walhalla's Wonne einzugehen? Übrigens kannst Du ruhig sein. Es sind große Dinge im Werke und vielleicht haben die Christenpriester schon nach wenig Wochen hierlands nichts mehr zu sagen. Allvater Wodan wird wieder herrschen über die Deutschen, wie in alten Zeiten.“

„Und Freiheit soll die armen Menschen beglücken, wie ehemals. Wir wollen der Tyrannen Burgen brechen und der habsüchtigen Priester Klöster abreißen, daß kein Stein auf dem andern bleibt“, fiel hier Heinz von Stein der Alrune in die Rede.

„Heil ihm, dem Heinz von Stein, dem Befreier aus den Banden der Knechtschaft!“ riefen die Männer in der Runde. Die Alrune aber wandte sich an den Geächteten: „Wie, Du bist der Mann, welcher das Volk in den großen Befreiungskampf führt? Sei mir tausendmal gegrüßt; die Walküren mögen Dich beschützen im heiligen Kampfe.“ Die Priesterin heftete bei den begeisterten Worten so feurige Blicke auf Heinzio, daß dieser sich sonderbar bewegt fühlte. Er konnte lange nachher ihre Blicke nicht vergessen und hat in jener Nacht wenig geschlafen. In seiner Brust, darin bisher kaum viel Anderes als Haß und Rache geglüht, begannen plötzlich mildere Gefühle zu erwachen. Und am anderen Morgen war er sich klar, daß er die Schwester des geächteten Ritters, die heidnische Priesterin, mit der ganzen Kraft seiner feurigen Seele liebe.

Er hatte mit seinem Gefährten Rutard die Nacht in

einem abgelegenen Bauernhause zugebracht, und wie der Morgen kam, weckte er seinen neuen Freund und Verbündeten zu früher, unstäter Wanderung. „Wir wollen heute auf den Schwarzwald reisen und sehen, wie weit in den dunkeln Forsten mein Werk gediehen ist," sagte er.

Aber sie hatten das Haus noch nicht verlassen, als ein reitender Bote kam:

„Heinz von Stein!" rief der von weitem, „Ihr müßt Euch sputen, wenn die Bauern einen Anführer haben sollen. Die vom Wald und aus dem Klettgau stehen viertausend Mann stark beim großen Rheinfall, und was im Höhgau eine Waffe tragen kann, eilt ihnen zu. Die Ritter aber rüsten sich zur Gegenwehr, und schon rückt der Graf von Nellenburg, mit ihm die Reichenauischen Völker in großen Rotten thalab, und der Landgraf im Klettgau und der Graf von Kyburg zieht mit über hundert Rittern und zweitausend Knechten an den Rhein."

„O! und ich sitze noch hier und komme vielleicht zu spät," schrie Heinz von Stein.

Doch Rutard von Weißenburg hatte schon zwei Pferde herbeigeholt, und in rasendem Galopp ritten die beiden Männer landab. Aber wie sie an den großen Rheinfall kamen, trafen sie dort schon der Bauern Heerschaaren kampfbereit versammelt. Es war ein wilder, mit Schwert und Speer bewaffneter Haufe. Manch' einer trug auch eine schwere Holzaxt oder ein kurzes, krummes Schwert, so vor siebzig Jahren die räuberischen Hunnen verloren.

Bei der beiden Reiter Ankunft schrie das Heer der Aufrührer: „Jetzt kommt der Heinz von Stein, der große Befreier von Knechtschaft und Elend. Heil ihm!"

Heinz von Stein antwortete mit wenig Worten auf die Huldigung, dann rief er die verschiedenen Anführer zusammen und ordnete die Schlachthaufen. Und er hatte

dieses kaum gethan, als der Feind auch schon heranstürmte.

Wüthend fuhren die gepanzerten Ritter über die widerspenstigen Bauern her, aber diese vertheidigten sich heldenmüthig.

„Brüder!“ rief Heinz von Stein, „kämpft für Euer Recht, für Eure Freiheit und für Euern Glauben.

Doch die roh dreinschlagenden Massen waren der kampfgeübten Ritterschaft nicht gewachsen, und nach einer Stunde schrecklichen Schlachtens sah man einzig noch den verfehmten Rutard wildwüthig dem letzten Angriffe der Ritter widerstehen. Heinz von Stein blutete am Boden, und nach dem Fall ihres Führers flohen die Bauern erschrocken davon. Endlich erlag auch der geächtete Freiherr und die Sieger begannen mit Verfolgung der Rebellen.

Wie der Abend sich kühl und still auf die blutige Walstatt legte, kam ein junges Weib und betrachtete suchenden Blickes die Todten. Wie sie aber zur Leiche Rutards kam, stieß sie einen entsetzlichen Schrei aus: „Wehe mir, mein armer Bruder ist todt, und jetzt bin ich erst recht allein auf der Welt.“ Sie beugte sich über des Todten Antlitz und küßte ihn auf die blasse Stirne. Die Suchende war Gunilde, die Priesterin des Wodan.

Auf ihren Schmerzensschrei erhob sich in der Nähe ein Gefallener vom ohnmachtähnlichen Schlaf und rief mit schwacher Stimme um Hülfe. Das Mädchen näherte sich dem Verwundeten, und abermals entfuhr ihren Lippen ein lauter Schrei, doch war dies mehr ein Schrei der Freude und Überraschung. „Heinz von Stein,“ sagte sie, „Du lebst noch!“ Heinz, der wieder auf den Rasen zurückgesunken war, erhob sich beim Klang dieser Stimme auf's Neue:

„Heiliger, großer Wodan, schickst du mir die lieblichste

deiner Walküren!“ Ein seliges Lächeln verklärte des Schwerverwundeten blasses Gesicht.

„Du sollst nicht sterben!“ rief Gunilde und holte Wasser vom Strom herauf und wusch dem Armen die tiefen Wunden aus und verband sie ihm.

In jener Nacht aber begrub sie ihren gefallenen Bruder, und führte den verwundeten Rebellenführer, der sich mittlerer Weile wieder etwas erholt hatte, in ein einsames, abgelegenes Haus im tiefen Walde, wo er vor den Augen seiner Feinde sicher verborgen war und, zwar langsam, aber ungestört unter ihrer treuen Pflege einer vollständigen Genesung entgegen gieng.

Gunilde ist später des verfehmten Mannes Weib geworden, und hat ihn begleitet, als er in ferne Gegenden fortzog, wo er als Hirt und Landmann ein friedliches Leben führte.

Die Bauern in den oberen Gegenden glaubten lange nachher noch, daß ihr Anführer einst wieder kommen werde, um sie vom verhaßten Joch der Knechtschaft zu befreien, und erzählten ihren Kindern und Kindeskindern vom Heinz von Stein und dem heißen Kampf am Rheinfall.

Die drei Wasserstelzen.

Dort wo der Rhein auf südlicher Seite die Landgrafschaft Klettgau von helvetischem Gebiet scheidet, liegt inmitten des Stromes auf einem Inselfelsen die zerfallene Burg Schwarzwasserstelz, vom Volke kurzweg das schwarze Schloß geheißen. Seinen Namen hat es darum erhalten,

weil in alter Zeit die Burg auf die schwarze Felsenstelze war erbaut worden.

Auf dem festen Wasserschloß saß vor vielen hundert Jahren ein mächtiger Freiherr mit seinen drei Söhnen, Jakob, Kurt und Marquard. Sie alle waren eitel wackere junge Kämpen, fast jeder ein Held, und der alte Ritter gieng oft vergebens mit sich zu Rathe, welchen von den Dreien er als den Würdigsten zu seiner Macht und Herrlichkeit Nachfolger erkiese. Aber, wenn er meinte, an dem Einen einen Vorzug entdeckt zu haben, so fiel ihm gleich eine treffliche Eigenschaft eines Andern ein, die den Vorzug des Ersten aufwiegte wonicht noch übertraf. Kurzum, es war das Kreuz des alten Mannes, daß er nur gute Söhne hatte,. worüber sich doch gewiß wenige Väter zu beklagen haben. —

Nicht gar weit von der Burg im Hohenthengener Wald hausete in einer Hütte aus Moos und dürrem Reisig eine alte Waldfrau, die im allgemeinem Rufe großer Weisheit stand. Zu dieser gieng nun der Ritter und bat sie um Rath.

„Sonderbar, sonderbar!“ rief die Alte, als sie den Edelmann angehört. „Das ist ein seltsamer Handel, dergleichen mir noch nicht vorgekommen. Reitet der alte Narr daher und beklagt sich, daß er lauter gute Kinder habe.“ Sie fuhr sich mit der welken Hand über die braungelbe runzliche Stirne. — Der Ritter, ungehalten über ihre grobe Rede, wollte sich entfernen, aber sie hielt ihn am Rocke fest:

„Demjenigen, dessen Name Dir auf dem Heimwege von einem Thiere zugerufen wird, dem gieb Dein Hab' und Gut, er ist der Brävste.“ —

Der alte Herr ritt davon und sann des Weibes Rede nach, die ihm gar seltsam, fast unsinnig dünkte; denn

er hatte noch nie davon gehört, daß Thiere die Gabe der Sprache besessen hätten. Wie er aber nach einer Viertelstunde aus dem Walde und an den Rhein geritten kam, flog vom verfallenen Römerthurm an der Kaiserstuhler Brücke, ihm ein Rabe entgegen; der krächzte an einem fort mit heißerer Stimme: „Jak, Jak, Jakob!“

„Nun, da haben wir's,“ rief der Ritter erstaunt bei des Vogels Geschrei. „Jakob mein Jüngster soll der Erbe meiner Güter werden. Die alte Hexe weiß doch Bescheid.“ — Schon drohte die Sonne hinter der Küssenberger Bergveste zu versinken, als er nachdenksam davon reitend an einem Sumpfe vorbeikam, daraus Katzenschwänze und Binsen in wildem Gedränge hervorwuchsen. Mitten drin aber saß ein riesiger, grüner Frosch, der quickte und quackte gar vergnügt und setzte sich beim Herannahen des Ritters auf einen alten Weidenstumpf und schrie ihm aus Leibeskräften entgegen: „Mark, Marq, Marquard!“ —

„Also auch der Zweitjüngste soll an der Herrschaft Theil haben,“ sagte aufhorchend der alte Ritter. Und es betrübte ihn sehr, daß der Erstgeborene allein leer ausgehen sollte. Von der Thiere Weisheit nicht sonderlich erbaut, ritt er davon und wie sich die Dämmerung auf's Thal legte, erblickte er von weitem die unbestimmten Umrisse seiner Burg. Unweit von der Teufelsbrücke aber hörte er plötzlich vom Hügel jenseits der Schlucht herab das melancholische Geschrei einer wilden Taube: „Gur, Gurr, Kurt,“ scholl es ganz deutlich an sein Ohr. „So, jetzt bin ich gerade so weit, wie heute Morgen. Die alte Hexe sagte mir: Mach' denjenigen zu Deinem Erben, dessen Name Dir auf dem Heimwege von einem Thiere zugerufen wird. Nun schrie aber die Krähe Jakob, der Frosch Marquard und die Taube Kurt. —“

Da kam ihm endlich ein guter Gedanke. „Sind

alle gleich brav, sollen sie auch gleichviel haben. —" Also theilte er seine Gerechtsame und Güter und baute für Jakob das Schloß Rothwasserstelz oder Rötteln gegenüber dem Städtlein Kaiserstuhl am Rhein. Für Kurt errichtete er eine Burg auf dem Hügel, darauf die Taube geschrieen und nannte sie Weißwasserstelz. Marquard aber erhielt das alte Stammschloß im Rhein, weil sein Name von einem Wasserthier war gerufen worden. Das ist die Geschichte von den drei Wasserstelzen am Rhein.

Blumenfeld.

Thengen, Aach und Blumenfeld,
Sind die größten Städt' der Welt.

So spottet der Volkswitz über die kleinen Bergstädtchen des Höhgaus. Es ist wahr sie sind klein, winzig klein, aber die gebrochenen Schlösser, denen alle drei ihren Ursprung verdanken, machen sie doch dem Auge des Wanderers interessant. Namentlich knüpft sich an Blumenfeld mit seinem idyllischen Namen eine hübsche Sage. Es war im großen Schwabenkrieg, als der Eidgenossen siegreiche Schaaren brennend und sengend in der oberrheinischen Ritterschaft Ländern hauste. Da belagerten sie auch Burg und Städtlein Blumenfeld, darin Freiherr Rudolf von Thengen mit nur schwacher Besatzung lag.

Schon war die Noth auf's Höchste gestiegen; keine Lebensmittel und kein Schießbedarf mehr in der Burg, und der rüstigen Feinde Einbruch wurde stündlich erwartet.

„Wenn sie eindringen," sagte der Freiherr, „so ist Alles verloren. Die Rasenden werden kein Menschenleben

verschonen; besser ist es darum, ich unterhandle mit ihnen, und biete mein Leben an, um das der Unschuldigen zu retten. Ein braver Rittersmann muß auch für die Seinen sterben können." Vergebens war das Weinen und Flehen seiner Frau; er handelte mit den Eidgenossen.

„Weil Du selber Dein Leben für das Deiner Leute anbietest", riefen der Schweizer Hauptmänner, „so sollen diese frei und ungehindert abziehen, Männer und Weiber und Kinder, mit dem besten, was sie ihr eigen nennen."

Als sich bald darauf des Städtleins enges Thor öffnete, sah man in den ersten Reihen der Abziehenden die Freifrau im einfachen grauen Gewande. Auf dem Rücken trug sie die schwere Last des verfehmten Gemahls und rief zu der Schweizer staunenden Horden:

„Das Beste und Liebste, was ich habe, ist mein ehelich Gemahl, und da Ihr mir gestattet, mit dem Besten abzuziehen, so denke ich, Ihr werdet Euer Wort halten und mir meinen lieben Mann lassen bis ans Lebensende; denn Schweizerwort gilt."

„Schweizerwort gilt!" riefen tausend Kehlen. „Ihr habt eine brave Frau, Freiherr! hütet sie wohl." —

Also hatte durch ihren klugen Einfall die Freifrau ihres Gemahls Leben gerettet, wie weiland die berühmten Weiber von Weinsberg zu Kaiser Konrads Zeiten.

Kaltwangen im Klettgau.

Matt Sternenlicht; auf der Bergeshöh'
Fährt der Wind durch den Wald um Mitternacht.
Waldeinsames Kreuz, dort oben steht's,
Und der Bauer sagt: gespenstig geht's
Und heimlich dort um in der Mitternacht.

Im Klettgau gibt es einen Berg, der heißt Kaltwangen; dort liegt eine öde Haide, wo das magere Erdreich kaum einzelne zwerghaftige Föhren hervorbringt, die sich nur ein paar Schuh über den Boden zu erheben vermögen. Es war dies von je ein einsames, verrufenes Gebiet, darin ein gespenstiges Volk kleiner Wichtelmännchen wohnte. Diese seltsamen Gesellen hatten es hauptsächlich auf die von den Hochzeiten oder Fastnachttänzen heimkehrenden Spielleute abgesehen, welche sie dann zwangen, ihnen zu ihren nächtlichen Tänzen aufzuspielen.

Ein junger Fiedelmann, der einst in einer kalten Winternacht über den Berg gieng, ist ihnen auch in die Hände gefallen, und ist nicht mehr heimgekehrt. Todt lag er des anderen Morgens im Schnee.

Doch hören wir, was die Ballade davon erzählt:

Das Lied vom armen Spielmann.

Ein Wintermärchen.

Kalte Mitternacht auf den Bergen weilt,
Durch Schnee und Sturm der Spielmann eilt. —
„Wohin, von Trunk und Sang und Freud'? —
Die Nacht ist wild, der Pfad verschneit.“

„Fort muß ich nach Hause, die Braut harrt mein,
Der Vater und lieb Mütterlein.

Sie harren in Ängsten, ich muß nach Haus,
Trotz Schnee und Sturm, trotz Wetter und Graus."

Der Schnee liegt hoch, doch er watet gut,
Er achtet nicht auf des Nordwinds Wuth,
Der heulend ihm bläst in's Angesicht,
Schwarzmitternachtgeister erschrecken ihn nicht.

Es stöhnt und murrt unter'm Fuße der Schnee,
Vollmondlicht schimmert auf weißer Höh',
Es blitzt und flimmert der Reif im Baum;
Der Wanderer eilet, er achtet's kaum.

„Wann grüß' ich die Mutter? — Wann seh' ich die Braut?" —
Im Walde erschallet so trauriger Laut,
Der klagende Schrei der Schleiereul',
Der frierenden Füchse Hungergeheul'. —

Und im Gebüsche — dem Spielmann graut —
Er geisterhaft fremde Gestalten erschaut. —
Unheimlich Grauen erfaßt sein Gemüth,
Im Waldgrund erklinget ein düsteres Lied:

Wir sind die Dämonen,
Die Nichts verschonen,
Die Geißeln des Winters,
Die rüstig schaffen
Mit schneidigen Waffen.
Mit Frost und Schnee
Thuen wir weh. —
Wir haben gethan
Wildwasser in Bann,
Die Wälder verödet,
Die Blumen getödtet,
Singvögel verjagt,
Das Wild geplagt. —
Nichts verschonen
Wir, die Dämonen
Des Winters.

Der Spielmann steht und lauscht dem Sang,
Ergreift die Geige, und lustiger Klang
Entströmt den Saiten, und flink, husch, husch,
Tanzen die Geister um Tanne und Busch.

Sie tanzen rings um den Spielmann her,
Dem sinken die Knie, das Haupt so schwer,
Wiegt sich leise im luftigen Traum,
Und endlich schläft er am Tannenbaum. —

Nun die Nacht vorbei, und im Morgenroth
Fand man den Spielmann, und der war todt. —
Ach arme Mutter! Arme Braut! —
Der bleiche Mund giebt keinen Laut,

Kein lustig Lied, kein munt'rer Scherz;
Es pocht nicht mehr das treue Herz. —
Die bösen Dämonen der Winternacht,
Die haben vom Leben zum Tod ihn gebracht.

Petershausen.

Er spricht gerührt: O wüßtet Ihr,
Herr Abt, was ich empfinde!
Es blickt das Wasser auf zu mir,
Die Mutter nach dem Kinde!
Denn wißt, bei jenes Hornes Riff
Geboren ward ich einst im Schiff"
Gustav Schwab.

Gegenüber der uralten Stadt Konstanz auf dem deutschen Ufer liegt das Kloster Petershausen, einst vom heiligen Gebhard, dem Bischof zu Konstanz, gegründet. Heut zu Tage ist der alte Bau vielfach verändert und vergrößert in eine Infanteriekaserne umgewandelt worden, und kaum ist mehr das alte Kloster zu erkennen. Die

Sage aber berichtet noch mancherlei aus jenen Zeiten, da der Benediktiner wohlgeordnetes Kapitel im Kloster lebte.

Graf Gero von Montfort war ein kühner Recke gewesen seiner Lebtag und hatte in deutschen und welschen Landen manchen heftigen Strauß ausgefochten. Alt und müde sehnte er sich nach Ruhe. „Im Klösterlein des heiligen Gebhard will ich unter frommen Uebungen mein Leben enden," hatte er zu seinen Söhnen gesagt. „Der Abt ist mein Freund und ich werde ihm willkommen sein."

So packte er ein und ritt an's Ufer des blauen Sees. Dort wollte ein glücklicher Zufall, daß er gerade im Hafen von Lindau den Abt von Petershausen mit einem Schiffe und vielen Knechten traf. „Recht, daß Du kommst," sagte dieser. Es wird Dir von großem Nutzen sein, wenn Du auch für Deiner Seele Heil noch einige Jahre in Frömmigkeit und Gebet zubringst."

Ein milder Wind trieb des Abtes Schiff den See abwärts. Die alten Freunde führten bald ein eifriges Gespräch, von alten Zeiten fröhlicher Jugend, von des Landes Noth und Gefahr und vom wilden Krieg im welschen Lande. Wie sie aber rasch dahin fuhren auf den glatten Wellen, ward der Graf stiller und stiller, und blickte verklärten Auges auf die lachend grünen Uferhügel und die baumversteckten Ortschaften.

„Warum bist Du so kleinlaut?" frug der Abt. „Erfüllet Dich der Anblick dieses herrlichen Geländes nicht mit Fröhlichkeit?" „O, wenn Du wüßtest," hub der Graf an, „wie es mir zu Muthe ist. Das Wasser rauscht und singt mir gar seltsam in die Ohren von Jugendglück und Jugendfreude! Ja, mir ist's gar, als hörte ich ein lieblich Wiegenlied aus dem Wogengeräusch herauf tönen. Denn dort, wo jenes Horn in die Fluten ragt, gebar mich einst meine Mutter auf dem Schiff, das den See

hinauf fuhr." Wieder blickte er verklärt in die rauschenden Wasser. Ein seliges Lächeln schwebte auf seinem Antlitz. Der Abt aber ergriff betend seine Hand, und noch ehe sie an jenem Horn vorbei waren, schlief der Greis ein, um nimmer wieder zu erwachen.

„Im süßen Frieden, frei von Harm,
Ruht er der Welle dort im Arm."

Tiefenstein im Albthale.

Auf der Thaten kühnen Fechter
Winkt hinab voll Bitterkeit
Die Ruine dort, der Zeit
Steinern stilles Hohngelächter.
Nikolaus Lenau.

Dort wo das wilde Albthal zu einem lieblichen Wiesengrund sich weitet, lag ehemals auf steilem Hügel die Burg Tiefenstein. Heute sieht man kaum mehr die Trümmer eines Schlosses, darin in alten Zeiten eines der mächtigsten Herrengeschlechter des oberen Landes gehaust hat. Die Geschichte weiß wenig von den Tiefensteinern zu erzählen; fast nur der schmähliche Untergang des stolzen Geschlechtes ist bekannt. Und die Geschichte dieses Untergangs bewahrheitet eben, wie tausend andere, das alte Sprüchwort, daß die großen Fische stets die kleinen fressen.

I.

„Und bist Du nicht willig, so brauch' ich Gewalt."
Goethe.

Um das zwölfhundertdreißigste Jahr saß auf dem Tiefenstein ein Freiherr Hugo mit zwei Söhnen und einem

lieblichen Töchterlein. Wohl war der alte Ritter ein friedliebender Mann, der gar zu gerne der Jagd und dem Fischfang oblag, und sich so wenig, wie immer möglich, um der Welt schlimme Händel bekümmerte. Aber er hatte an seiner Grenze einen unruhigen, große Plane schmiedenden, stets fehde- und beutelustigen Nachbar sitzen. Das war der Graf von Habsburg. Langsam und sicher hatte sich dieses Geschlecht von der alten Stammburg zu Altenburg aus verbreitet und seine Macht und Gerechtsame weit über die Grenzen des oberrheinischen Landes hinaus ausgedehnt. Fast mitten in der Habsburger Gebiet lag aber das Schloß Tiefenstein mit den weit sich ausdehnenden Herrschaftsrechten seiner Bewohner. Darum suchten es die schlauen Grafen auch an sich zu bringen — und wählten dazu den bequemsten, freilich nicht ehrlichsten Weg: Sie kündigten unter nichtigen Gründen dem alten Hugo Krieg an, und führten ihn mit dem hartnäckigen Gegner so lange, bis der letzte Tiefensteiner unter dem Streitbeil der Habsburgischen Knechte fiel.

Dort, wo sich die Alb durch schroffe Felsen, gähe, waldumgürtete Halden hervordrängt; wo von den Seiten her aus tief eingefressenen Schluchten die wilden Waldbäche dem Flusse zueilen, streifte durch Wald, Felsen und Wildbachschlucht der junge Freiherr Ulrich von Tiefenstein. Endlich blieb er bei einem jähen Hundegebell stehen und zog sich vorsichtig hinter einen riesigen Felsblock zurück, von wo er den schmalen Pfad überschauen konnte. „Er kommt, er kommt, der kühne Jäger," murmelte er zwischen den Zähnen, indeß er einen Pfeil in die Armbrust legte und die Waffe schußfertig bereit machte. „Heute hat er in den Wäldern meiner Ahnen den Rehbock gejagt, gestern hetzte er meinen Vater, meinen Bruder, halb zu Tode, gleich als wären sie Thiere des Waldes, aber, bei Gott!

das war seine letzte Jagd auf dieser Welt!" Jetzt erschien der Erwartete. Eine hohe, männlich schöne Gestalt, auf dem freien Antlitz den Ausdruck des Heldenmuthes und eiserner Willenskraft. Schon legte Ritter Dietrich den tödtlichen Bogen auf den stolz daher Schreitenden an. Da zog ihm eine fremde Hand den Arm nieder. „Willst Du zum Meuchelmöder werden?" fragte eine sanfte Mädchenstimme. „O bedenke Ulrich, wenn Du den Grafen tödtest, so ist auch unsere Liebe aus und todt für immer."

Der Tiefensteiner sah sich überrascht um: „Wie kommst Du hieher, Mechtildis?" fragte er halb zürnend das Mädchen.

„Denke, ich sei vom Himmel gesandt, Dein gutes Gewissen zu retten," entgegnete sie. — Indessen gieng der Graf von Habsburg am Felsen vorbei.

II.

Seit jenem Tage waren viele Jahre verflossen. Ulrich von Tiefenstein hatte Mechtildis als sein liebes Weib in die väterliche Burg geführt, und Glück und Freude herrschte wieder einige Zeit in den Hallen des Schlosses. Aber der ländergierige Gegner ruhte nicht und kündigte, wie ehemals dem Vater, jetzt auch dem jungen Freiherrn den Krieg an.

Durch das Thal der Alb kamen die habsburgischen Kriegsknechte in ungeheuern Schaaren, Alles vor sich her verwüstend und verbrennend, nun seit zehn Jahren zum vierten Mal, vor die Burg gezogen. An ihrer Spitze Graf Rudolf, der später ein großer Kaiser geworden ist. Aber die Tiefensteiner wehrten sich mannlich, und manch' einen der kühnen Belagerer erlegten die im Schloß durch wohlgezielten Pfeilschuß. Herr Ulrich stand bekümmert

oben auf der Warte des hohen Thurmes und blickte in den wilden, tobenden Schwarm der Feinde und in die gräuliche Zerstörung hinaus, welche dieselben in seinem Gute angerichtet. Da kam Mechtildis ebenfalls auf die Warte, und wie sie das bekümmerte Antlitz ihres Gemahls ersah, wollte sie ihn mit liebenden Worten trösten. Aber der Ritter fuhr sie ziemlich rauh an: „Du allein bist schuld an unserem jetzigen Elend! Warum hindertest Du mich, wie ich einst vor vielen Jahren den Mann, der uns verdirbt, vernichten wollte!“

„Es ist besser unsere zeitlichen Güter verderben, als daß Du durch Meuchelmord Deine ewige Seligkeit verloren hättest“, entgegnete die fromme Frau. — Als bald darauf Hunger und große Noth im Schlosse entstand, starb eines Morgens des Ritters Weib und er stand starr vor Schmerz und Schrecken vor der Entschlafenen. Alles, was er schon verloren, dünkte ihn nichts gegen diesen größten Verlust eines liebenden Weibes.

Schon gedachte er nothgezwungen die Burg dem Feinde zu übergeben, als dieser, das Schloß für unbezwinglich haltend, mit sammt seinen wilden Streitern abzog, doch drohend, daß er bald wieder kommen werde. Der Freiherr von Tiefenstein fluchte ihm in ohnmächtigem Groll.

III.

Ich ruf' die Jugendzeit zurück;
Erinnerung ist mein größtes Glück.
Der Tyroler und sein Kind.

Wieder waren Jahre vergangen. Herr Ulrich war ein alter Mann geworden und noch waren die letzten Kämpfe mit den Habsburgern nicht ausgekämpft. Ein starker Sohn war ihm erwachsen, der geschworen, des Hauses Schmach und Unbill an dem stolzen Feinde zu rächen. Aber auch

seine Kraft reichte nicht hin, den Übermächtigen zu bezwingen, und im wilden Sturme nahm er die alte Feste, der Tiefensteiner Stammschloß. Der greise Ulrich floh in höchster Noth, alt, schwach und verlassen. Im Gebirge und Wald, weit hinten am tosenden Urbach, wo einst im wüsten Felsenrevier der Bildsteinfluh einer seiner Ahnen einen schmucklosen Thurm erbaut, war nun des Freiherrn letzter Zufluchtsort. Von dort sah er in dunkler Nacht die Brandröthe von seiner alten Burg, die der Habsburger zerstörte. Das war aber nicht das Schlimmste, was in jener Nacht vorgieng. Beim wilden Mauerkampf zu Tiefenstein fiel der Sohn des alten Ritters. Um Mitternacht brachten dem Alten einige fliehende Knechte die Schreckensnachricht. Der gebeugte Mann fiel weinend auf die Knie und betete für die Seele seines todten Sohnes. —

Später verkaufte er, was ihm an Gerechtsamen noch geblieben und verließ den einsamen Thurm im Walde nicht mehr. Nur in nächster Nähe streifte er durch das wüste Revier. Oft saß er tagelang auf einem Felsblock am schäumenden Urbach und blickte gedankenvoll in das rasche Wellengetrieb. Da konnte man oft sehen, wie plötzlich ein wilder Schmerz über sein gefurchtes Gesicht zuckte; oft auch verklärte ein mildes Lächeln des Greisen Züge. Das war eben, wenn alte Erinnerungen durch seine Seele zogen. Wenn er an das erlittene Unrecht dachte, fuhr ein wilder Zorn durch ihn, doch machte ihn bald wieder die Erinnerung an sein liebendes Weib und die Hoffnung einer Wiedervereinigung mit ihr in der ewigen Seligkeit, glücklich und fröhlich.

Hauenstein.

Wer hat Recht uns zu befehlen?
Frei im Tannwald haust der Bauer,
Ueber ihm steht nur die Sonne:
Also ist's in unsern Rodeln,
Ist im Einungsbuch zu lesen,
's steht Nichts drin' von Zins und Frohnden
Und leibeig'ner Dienstbarkeit.
J. V. v. Scheffel.

Zwischen Waldshut und Laufenburg liegen auf einem steilen Hügel des Schwarzwaldes die letzten Trümmer des ehmals gewaltigen Bergschlosses Hauenstein.

Die Sage meldet, daß dort einst, über die Schwarzwälder zwischen Werrach und Schlücht herrschend, Graf Hans von Habsburg-Laufenburg gesessen. Der war ein milder, gütiger Herr seiner Unterthanen und setzte, als er kinderlos starb, das Land selber zu seinem Erben ein, so daß seine Bauern besondere Freiheit genießen sollten vor allen ihren Nachbaren im Lande. Ungehindert durften sie jagen in den Wäldern und den Fischfang betreiben in den Flüssen. Acht von der Bauerschaft selbst gewählte Männer oder Einungsmeister sprachen Recht und wachten über die Ordnung und bildeten des Landes Regierung. Aber im dunkeln Strudel der Zeiten büßten die Landleute manches ihrer Vorrechte ein und kamen zuletzt ganz unter die Herrschaft des Abtes von St. Blasien und unter österreichische Landeshoheit.

Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts lebte im Hauensteiner Ländlein ein alter Salpetersieder, Friedolin Albiez. Der war von der sagenhaften Freiheit seiner Vorderen so begeistert, daß er beschloß, mit der Herrschaft um die entrissenen Rechte zu kämpfen. So verbreitete er auf dem ganzen Wald die größtentheils erfundene Geschichte vom großen Revers oder Freiheitsbrief des Grafen Hans

und machte die Bauern lüstern nach dem verlorenen Paradiese der Unabhängigkeit.

„Die Hauensteiner waren Niemand unterthan, und kein Mensch hatte Herrenrechte im Ländlein, als der Bauer selber", sagte er. „Österreich maßt sich die Landeshoheit unrechter Weise an, und Sankt Blasiens Aebte kauften ihre Rechte von verrätherischen Einungsmeistern." Und die Bauern glaubten dem Salpeterhans; denn er war ein belesener Mann von frommer Art, welcher fleißig zur Kirche gieng und in's Tootmoos zur heiligen Muttergottes wallfahrte.

Aber die österreichische Regierung fahndete auf den gefährlichen Menschen und ließ ihn zu Freiburg in's Gefängniß setzen. Dort starb er nach wenigen Wochen, und seine Anhänger, die sich nach ihrem Propheten Salpeterer nannten, sagten fälschlich, er sei für die Freiheit seines Landes den Märtyrertod gestorben. Sie tobten immer wilder gegen die Herrschaft und drohten der Waldstadt Waldshut mit Brand und Mord. An ihre Spitze trat ein hochfahrender, reicher Bauer, der Müller am Haselbach und ordnete den bewaffneten Aufstand.

Die Aufrührer wurden aber geschlagen, gaben sich jedoch nicht zufrieden und erhoben sich im Laufe von vierzig Jahren noch sehr oft, quälten und mordeten sogar die Besonneneren, die es mit der Regierung hielten und stürzten das Hauensteiner Ländlein in großes Unglück und Armuth.

Hug von Langenstein.

Weit bekannt ist die unserem hohen Landesfürsten gehörige Insel Meinau im Bodensee. Das idylische Eiland gehört zu den schönsten Landschaften in den oberen Gegenden.

Auf der Insel Meinau war ehedem ein stattliches Haus der Deutschordensritter.

Wie die Sage meldet, soll dies Ordenshaus von einem Fräulein von Bodmann gegründet worden sein.

Zur Zeit der Kreuzzüge lebte im Höhgau ein junger Ritter Hugo von Langenstein, welcher die schöne Tochter der Herrn von Bodmann liebte. Da kamen fromme, begeisterte Männer in's Land, die forderten die wehrhaften Edelleute auf, das Grab unseres Erlösers aus den Händen der Heiden zu befreien. Auch Herr Hug von Langenstein zog mit dem Kreuzheer in's heilige Land. Beim Abschied schworen sich die beiden Liebenden Treue bis in den Tod.

Hugo aber war nicht glücklich im heiligen Kampfe, schon im Anfang fiel er einer wilden Truppe Saracenen in die Hände, welche ihn gefangen nahmen und ihn in die Sklaverei führten.

Da saß nun der arme Ritter in böser Kerkerhaft bei schwerer Arbeit und dachte an sein fernes Liebchen und an des Bodensees liebliche Gestade und an des Höhgaus stattliche Berge und fröhlich Saatengefild. Schon hatte er ein ganzes Jahr in schnöder Gefangenschaft verlebt, als ihm einst zur mitternächtigen Stunde ein Engel Gottes erschien und sprach: „Weihe Dein Leben dem Herrn, so wirst Du frei sein zu dieser Stunde."

Da gelobte der Ritter von Langenstein in den deutschen Orden einzutreten, und von selber öffneten sich die Thüren seines Gefängnisses. Noch in selbiger Nacht er=

reichte er glücklich das Kreuzheer, und seine Kammeraden freuten sich bas über sein unverhofftes Erscheinen. Aber, wie er nach Beendigung des Krieges zurückkehrte in die liebe Heimath, hatte sich seine Braut vergebens auf ein fröhlich Wiedersehen gefreut; denn der fromme Mann floh, seiner Gelöbnisse eingedenk, den Anblick der Geliebten. Da schenkte die treue Maid dem Deutschorden die Insel Meinau und erbaute ein Ordenshaus darauf, knüpfte aber die Bedingung daran, daß ihr ehemaliger Bräutigam als der erste Comthur dort leben sollte.

Waldshut.

Ueber dem unteren Thore der Stadt Waldshut ist am Thurm ein possirliches Männlein gemalet. Von diesem Stadtmännlein geht folgende hübsche Sage:

Um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts gründete der reiche und mächtige Graf von Habsburg die Stadt, und wie sie gebaut war, und von weit und breit die Bürger einzogen, so war man in großer Verlegenheit um einen passenden Namen für die junge Ansiedelung.

„Ich lasse Euch die Wahl", sagte der Graf von Habsburg. „Welchen Namen Ihr der Stadt gebt, den soll sie behalten auf ewige Zeiten." Aber die guten Bürger wurden nicht einig; denn wie Einer einen Vorschlag that, so sagten gleich zehn oder zwanzig, daß er nichts tauge, und als endlich Einer meinte, man solle die Stadt ihrem Begründer zu Ehren Neuhabsburg nennen, gegenredete der Graf: „Das soll nicht sein, wir haben an dem alten genug." Und er setzte einen Preis von zehn Goldstücken aus für den besten Namen.

Da trat aus den hintersten Reihen ein Hotzenwälder Bäuerlein hervor. Er rieb sich vergnüglich die Hände und rief:

„Herr Graf, Ihr habt doch gewiß das Städtlein errichtet, damit Ihr von hier aus den Schwarzwald beschützen könnt vor allen Angriffen eines übermüthigen Feindes. Es steht da zur Hut des Waldes, nennts also Waldshut und möge es seinen Namen in Ehren tragen so lang ein Habsburger hier gebietet.“ Dem Grafen gefiel des Bauern Rede nicht übel und er überreichte ihm das Geld. Sein Bildniß aber ward zum Danke für den glücklichen Einfall an den unteren Thorthurm gemalt und heute noch erzählen sich die Waldshuter die Sage vom Stadtmännlein.

Balm am Rhein.

Zu Balm im Klettgau stand ehmals auf einem kühnen Hügel über dem Rheinstrom eine feste Burg, von einem reichen Herrengeschlecht bewohnt.

Ein Ritter, Rudolf von Balm, befand sich unter den Mördern des Königs Albrecht bei jener schlimmen Fahrt über die Reuß, und die Tochter des Erschlagenen vertilgte in ihrer unmenschlichen Rachsucht das ganze Geschlecht derer von Balm.

Später war die Burg Eigenthum der Grafen von Habsburg-Laufenburg, die lange Zeit als Landgrafen den Klettgau regierten. Aber als die Letzte von diesem edlen Stamme sich mit dem schwäbischen Grafen von Sulz vermählte, kam mit der Landgrafschaft auch das Schloß zu Balm an diesen Herrn, dessen Söhne einst mit dem Abte von Rheinau von hier aus heftigen Streit und Fehde führten, darin die alte Burg dem Untergang verfiel. Die Knechte

der Grafen beschädigten und raubten nämlich nicht nur das Gut ihrer Feinde, sondern es war schließlich in der ganzen Gegend keine Straße mehr sicher, und fremde Reisende wurden aufgegriffen und mußten sich um schweres Lösegeld freikaufen.

Einst hatten sie auch einen jungen Kaufmann aus Ulm gefangen, der nach der Zurzacher Messe ziehen wollte, und weil er sein Lösegeld nicht bezahlen wollte oder konnte, warfen sie ihn in den Thurm und hielten ihn sehr hart.

Aber Kunigunde, des Burgvogts Töchterlein, war dem schönen Gefangenen hold und erleichterte ihm seine Haft und führte ihn einst in's Freie. Durch große List, wie sie nur die Liebe erfinden kann, hatte sie alle Wächter getäuscht.

Und der Befreite klagte in seiner Vaterstadt über die von den Grafen von Sulz erlittene Unbill. Der Rath von Ulm wendete sich an die ihm befreundeten Schaffhauser und diese zogen, vom Abt von Rheinau unterstützt, mit vielen Bewaffneten vor die Burg Balm, erstürmten sie und machten sie fast dem Erdboden gleich.

Kunigunde, des Burgvogts Tochter, ward nachher das Weib des jungen Kaufmanns, den sie aus der Gefangenschaft befreit hatte, und ihr alter Vater begleitete sie in die neue Heimath.

Ulrich Geging.

Im Maimonat des Jahres 1490 feierte Herr Johann Konrad von Grießen, der Abt von Rheinau, seinen achtzigsten Geburtstag. Zu diesem Feste war aus dem Schlosse Jestetten sein Freund, Ritter Burkard Jünteler mit seiner lieblichen Tochter im Kloster erschienen, und die alten Freunde hatten einen vergnügten Tag verlebt und konnten

sich fast nicht trennen bis tief in die Nacht hinein. Als aber endlich der Ritter zum Aufbruch rüstete, gegenredete der Abt:

„Im Volkenbach ist's nicht geheuer, seit der lange Hans mit seiner Bande wieder im Revier ist. Bleibt im Kloster bis zum frühen Morgen; denn bekanntlich ist die Nacht keines Menschen Freund."

Doch Herr Burkard hörte nicht auf des Abtes Warnung. „Mach' meinem Kinde keine Angst," sagte er. „Ich glaube nicht an alle Ammenmärchen und wenn mich Spitzbuben belästigen, so weiß ich den Degen wohl zu führen."

Also ritt der Herr mit seiner Tochter in die Nacht hinaus, durch das Städtlein und über die Rheinbrücke. Schweigend zogen sie davon. Als sie aber in den dunkeln Wald und in die tiefe Schlucht des Volkenbaches einritten, ward es dem Fräulein immer unheimlicher zu Muthe und sie drängte ihr Pferd hart an das ihres Vaters hinan.

„Eines Ritters Tochter soll sich nicht fürchten," sprach Herr Jünteler, horchte aber selber überrascht auf, als jetzt plötzlich ein schriller Pfiff aus der nächtlichen Schlucht ertönte. Aber es blieb ihm nicht viel Zeit zum Ueberlegen, denn schon im nächsten Augenblick drangen etliche vermummte, wohlbewaffnete Gesellen auf die Reisenden ein.

„Gebt Euch gefangen, Ritter", sagte einer der Räuber, denn Ihr seht, daß Widerstand nutzlos ist."

„Mit solchen Galgenvögeln pflege ich erst noch ein ander Wort zu reden", antwortete Herr Jünteler und schwang gleichzeitig sein Schwert so gewaltig gegen den Sprecher, daß dieser schwerverwundet zu Boden fiel. Doch drangen jetzt die Anderen um so erbitterter auf ihn ein, und zwei davon banden das schreiende Fräulein. In wenigen Augenblicken mußten die Räuber siegen. — Da trat aber eine plötzliche Wendung ein. Durch die Straße von Jestetten her hörte man eilige Schritte, und es erschienen

auf dem Kampfplatz zwei Männer, mit riesigen Keulen bewaffnet, die unter die Räuber hineinfuhren, daß es eine wahre Freude war.

Der Eine trug einen langen Pilgermantel und einen muschelverzierten breitkrämpigen Hut, darunter das dunkle Haargelock im Winde flatterte.

„Der Teufel!" schrie er, „laßt von Eurer Beute, Ihr Strolchen, oder ich sende Euch alle zusammen in die Hölle."

„Das ist der Satan selber", schrie einer der Räuber, „flieht, sonst sind wir alle verloren." Und ein panischer Schrecken kam über die frechen Gesellen und sie packten hastig den Verwundeten auf und flohen in die Tiefe der waldigen Schlucht. Der Pilger löste des Fräuleins Bande und der Andere fragte den Ritter, ob er keinen Schaden genommen.

„Es ist leidlich abgelaufen", sprach der alte Herr, „aber ohne Eure Dazwischenkunft wäre ich verloren gewesen. Darf ich wissen, wer die Herren sind, denen ich die Rettung aus Räubershand verdanke?"

„Wie Ihr seht, bin ich ein wandernder Pilgersmann, doch habe ich mehr als einen Grund, Euch meinen Namen zu verschweigen, edler Herr", antwortete der im Mantel.

„Und ich", sagte der Andere, „bin dieses Herrn Diener und Gehülfe, mein Name ist Konrad."

„Seid mir also beide herzlich willkommen!" sprach der Alte wieder. „Ich hoffe, Ihr werdet mir in mein Schloß nach Jestetten folgen und dort meine Gäste sein."

Der Pilger und sein Begleiter nahmen die Einladung an, und unter Gesprächen über das eben erlebte Abenteuer erreichten sie bald das Dorf Jestetten, wo dem Ritter ein Diener entgegenkam. „Gnädiger Herr!" rief dieser: „Es ist ein sulzischer Amtmann mit fünf Knechten im Schloß, der sucht einen Pilgersmann, welcher heute zu Rheinau gesehen wurde. Denn er soll ein gefährlicher Aufrührer, Namens Ulrich Geging aus dem Tyrol sein."

Da sah der Herr von Jünteler unwillkürlich nach seinem Befreier hinüber. Aber schon im nächsten Augenblicke war dieser sammt seinem Begleiter verschwunden.

„Unser Retter wird von den Strickreitern verfolgt", rief jetzt das Fräulein mitleidig. „Herrgott, wenn er ihnen in die Hände fiele."

Aber ehe der Ritter in's Schloß und zu den landgräflichen Amtleuten kam, waren Ulrich Geging und sein Begleiter schon unterhalb des Dorfes und eilten thalab dem Walde zu.

„Wohin jetzt", frug der Geächtete, als sie endlich ein wenig langsamer giengen.

„Zum Waldbruder am Heiligenbrunnen", antwortete Hans. „Tief hinten in der Schlucht des Aettengraben steht bei einem kühlen Quell ein einsam Siedlerhäuschen, darin seit Jahr und Tag ein alter Tyroler haust; der wird seine Landsleute nicht im Stich lassen."

Also schritten sie der finstern Schlucht zu und erblickten nach einer mühsamen Wanderung über Felsen und durch Sümpfe und Buschwerk hindurch ein mattes Licht, welches aus einer Hütte schimmerte. Lautes Gebet hörte man aus dem Innern der kleinen Wohnung, und wie Konrad an den Laden klopfte, trat ein Greis unter die Thüre:

„Wer kommt noch zu mir in so später Stunde?" fragte er.

„Ich bin's, Konrad der Tyroler, und bringe Euch hier einen armen, frommen Landsmann, dem Ihr Euern Schutz nicht entziehen werdet; schon in den nächsten Tagen gedenken wir weiter zu reisen."

„Seid mir beide willkommen", sagte jetzt der Eremit. Nehmt vorlieb mit dem, was ich armer Mann Euch bieten kann." Und er reichte dem Pilgersmann treuherzig die Hand.

Darauf suchte er in einem Winkel der Klause eine

Zeit lang herum und brachte eine Flasche Weines, und beim Kreise des Bechers kamen die Männer bald in ein eifriges Gespräch, darin sie aber auf eine schlimme Art gestört wurden. Auf einmal wurde nämlich die Thüre gewaltsam aufgerissen und eine Schaar Gewaffneter drang in den engen Raum. Einige davon versicherten sich gleich des Pilgers, ehe sich dieser wehren konnte.

„Ulrich Geging“, sagte der Anführer der Truppe, „ich verhafte Euch im Namen des Grafen Alwig von Sulz, des Landgrafen im Klettgau.“

Sie banden darauf auch den Einsiedler, wie sie aber an Gegings Begleiter wollten, stieß dieser mit einem kräftigen Schlag den Fensterladen auf und rettete sich durch einen Sprung in's Freie und in die schützende Waldnacht.

Die Gewaffneten zogen mit ihren Gefangenen das Wangenthal abwärts der Feste Küssenberg zu.

Konrad aber irrte lange im Walde herum, bis er zuletzt vor ein hohes Gebäude kam. Nach einer Weile erkannte er das Schloß Jestetten, und ein guter Gedanke fuhr ihm durch den Kopf. „Haben wir heute den Ritter Jünteler mit seiner Tochter aus Räubershand gerettet, so soll dieser meinen Herrn aus den Banden der Gefangenschaft erlösen.“ Er gieng an die Zugbrücke und begehrte beim Wächter Einlaß: „Meldet Euerem Herrn, der Tyroler, den er heute in Volkenbach getroffen, sei draußen und wünsche mit ihm zu sprechen.“ Der Ritter saß mit seinem Kinde eben beim Nachtessen, als der Thorwart den späten Besuch meldete.

„Gottlob!“ sie haben ihn nicht gefangen,“ rief das Fräulein, als der Thorwart geendet, denn sie meinte nicht anders, als daß Ulrich Geging unten stehe.

Wie aber Konrad allein eintrat, schrak sie zusammen. „Mein Herr ist in die Gewalt seiner Feinde gefallen. Wollt Ihr mir als Dank für die heute geleisteten Dienste

fünf oder sechs Knechte mitgeben, getraue ich mir wohl, ihn zu befreien," redete der Tyroler den Ritter an.

Aber Burkard Jünteler saß zaudernd da. „Es könnte eine böse Geschichte abgeben, wenn es ruchbar würde, daß ich die Diener des Landesherrn an Ausübung ihrer Pflicht hinderte", sagte er.

„Aber lieber Vater", rief jetzt des Ritters Tochter, „bedenket doch, es gilt demjenigen vielleicht das Leben zu retten, der uns aus Räuberhand befreite."

„Du hast Recht, Kind! Ich will nicht undankbar sein", rief jetzt Herr Burkard, „ich ziehe selber mit."

Und in weniger als einer Viertelstunde ritt ein Haufe von zwanzig Knechten, an der Spitze Herr Jünteler und der Tyroler, aus der Burg und im sausenden Galopp thalab. Dort wo mitten im Klettgauthale jener rundliche Hügel sich erhebt, darauf ehmals die Veste Weißenburg stand, erreichten sie die Sulzischen Häscher. Und diese, da sie die Ueberzahl der Angreifer erblickten, wehrten sich gar nicht lange, sondern gaben auf die erste Aufforderung die beiden Gefangenen frei. Aber einer der Landgräflichen Knechte der ehmals zu Jestetten im Schloß gedient, hatte seinen früheren Herrn erkannt, trotz des geschlossenen Visiers.

„Es ist der Ritter Burkard Jünteler und seine Knechte," sagte er darum zu seinem Anführer, der teufelswild den Abreitenden nachsah. Und sie machten dem Landgrafen in aller Frühe des anderen Morgens die Meldung: „Der Ritter von Jestetten hat uns mit großer Macht angegriffen und den Verhafteten entrissen."

Das gab großen Lärm in der Landgrafenburg und Herr Alwig von Sulz verlangte die Auslieferung Gegings und verklagte Burkard Jünteler wegen Landfriedensbruch beim Herzog von Oesterreich. Doch der Ritter von Jestetten gab den Tyroler nicht heraus, und der Landgraf rüstete

ein großes Heer und zog vor die Burg des Ungehorsamen, um mit Gewalt zu erzwingen, was er gutwillig nicht erreichen konnte. Wie aber die Belagerer anfingen ihre „Letzen“ und Laufgräben um die Burg zu ziehen und mit grobem Geschütz gegen die Mauerthürme schoßen, so daß diese einer nach dem andern zusammenfielen, trat Ulrich Geging vor den alten Ritter: „Geehrter Herr,“ sagte er,“ ich kann nicht mitansehen, wie Euch um meinetwillen Euer Schloß zerstört und Euer Hab' und Gut verdorben wird. — Unterhandelt mit dem Landgrafen; ich will freiwillig sein Gefangener sein.“

Aber der Ritter sagte: „Nein“, und kommandirte einen Ausfall auf die Belagerer. Er schlug sie gehörig auf's Haupt, und als der Kampf am heißesten war, stürzte auch der Geächtete hinaus und half seinem Beschützer gegen der Feinde wuchtigen Anprall, aber er wagte sich in der Hitze zu weit vor und ward verwundet in's Schloß zurückgetragen. Dort pflegte ihn des Burgherrn Töchterlein mit liebender Sorgfalt und als er vom ersten Fiebertraum erwachte, beugte sie sich über sein Gesicht und küßte ihn auf die brennenden Lippen.

Herr Alwig von Sulz aber zog mit seinem Heere ab, und bald darauf vermittelten die Eidgenossen auf Ersuchen des Abtes von Rheinau zwischen Burkard Jünteler und dem Landgrafen; sowie zwischen dem Tyroler Junker Geging und dem Herzoge von Oesterreich, so daß dieser seines Landesherrn volle Verzeihung erhielt und außer Acht und Bann gethan wurde und seine Güter und Gerechtsame wieder bekam.

Aber er verkaufte, was er in der Heimath besaß, und ist kurze Zeit darauf als Gemahl von Herrn Jüntelers Tochter in's Schloß zu Jestetten eingezogen, wohin ihn der getreue Konrad begleitete.